
Princeton University Library
32101 068392057

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
20. Jahrgang. • Band 3.

Die Amazone

und andre Geschichten.

Von

Johannes Johannsen.

Stuttgart 1903.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Die Amazone	5
Von damals bis heute	73
Hohe Jagd	103
Der Kirchspielrechnungsführer	134
Daniel in der Löwengrube	146

Die Amazone.

Owena hatte ein Paar Schaftstiefel für sie heruntergeholt, alte, pelzgefütterte Männerstiefel, die irgendwo auf dem Boden zwischen allerlei Gerümpel gelegen hatten. Natürlich waren sie viel zu weit und zu groß für Charlotte Christensens schmale Füßchen, aber sie hielten warm, und das war es, was das Mädchen verlangte.

„Sie müssen viel anziehen, Frau Christensen, damit Sie sich ja nicht erkälten," sagte sie, als Charlotte davon sprach, mit hinausgehen zu wollen, „sonst nehm' ich das nicht auf mein Gewissen."

Es war der klarste, heiterste Wintertag und nur wenig kalt jetzt zur Mittagszeit in der Sonne. Die Welt lag in Schnee. Zwei bröckelige, altersgraue Sandsteinfiguren, Flora und der Knabe Bacchus, standen, in dicke Mäntel gehüllt, schweigsam auf ihren Piedestalen, jeder Pfahl hatte sein Käppchen, und jeder Zweig hatte zu tragen an einer Last weißer Flocken.

Langsam, ein wenig schleppend schritt Charlotte in ihren schweren Stiefeln über die glitzernde Schneefläche. Böser Kälte und des Ostwindes halber war sie lange Zeit nicht hinausgekommen, und jetzt konnte sie sich nicht satt sehen an all der Pracht um sich her. Ihre grauen Augen waren weit geöffnet, und entzückt sog sie die reine Winterluft ein, obgleich sie das wohl eigentlich nicht durfte. Einmal hustete sie, ein paar kurze, dumpfe Töne, tief unten aus der Brust heraus, dann blieb sie stehen und

rief mit einer leisen, etwas belegten Stimme: „Owena, so warte doch.“

Auf diesen Ruf kam ein brauner, langhaariger Hühnerhund in weiten Sätzen herbeigesprungen, machte plötzlich vor Charlotte Christensen halt und sah ihr erwartungsvoll in die Augen. „Du bist ein gutes Tier, Wächter,“ sagte sie, kosend seinen Kopf berührend, „geh, hole mir Owena.“

Aber der Hund wich ihr nicht von der Seite, er wedelte nur mit dem Schweif, als ob er zu verstehen geben wollte, daß der Auftrag nicht nötig sei. In der nächsten Minute war denn das Mädchen auch schon eilenden Schrittes herangekommen. Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen, diese Owena, aber walkürenhafte Glieder und ein herber Zug in dem schmalen, noch schönen Friesengesicht ließen sie älter erscheinen.

„Wird es auch nicht zu viel für Sie, Frau Christensen?“ fragte sie, während ein blitzendes Beil gleichmäßig in ihrer Rechten hin und her pendelte, „Sie dürfen mir ja nicht verklamen.“

Über Charlottens Züge glitt der Glanz eines Lächelns: „Ich bitte dich, Owena, die frische Luft tut mir wohl, und du hast mich ja so eingepackt, daß mir unmöglich kalt sein kann.“

„Nun, dann ist es ja gut. Es ist doch mal schön, Frau Christensen, daß Sie sich das ausgedacht haben mit dem Weihnachtsbaum.“

„Das warst du doch, Owena.“

„Ich, na, weshalb auch nicht, einen Weihnachten wie letztes Jahr wollt' ich nicht wieder erleben.“

„Nein, nein,“ erwiderte Charlotte schaudernd, „das war kein guter heiliger Abend.“

„Dieses Mal wird es um so besser,“ tröstete das Mädchen, und das Beil geriet in immer stärkere Schwingungen, „dieses Jahr wird es ein ordentliches Fest. Denken Sie bloß, wenn der Herr kommt.“

„Ihn werden Geschäfte herführen, Owena.“

Sie sagte das ganz ruhig, und wer sie nicht genau kannte, ahnte nichts von dem Fieber, das in ihr wühlte.

Owena lachte. „Es wäre denn doch wohl das erste Mal, daß jemand in Geschäften zum heiligen Christ fährt. Ich habe eine Ahnung, als wenn nun alles wieder gut werden müßte. Zum Frühjahr, sobald der Schnee schmilzt, reisen Sie nach Italien; da gehen Sie den ganzen Tag umher zwischen Palmen und Zitronenbäumen in der warmen heilkräftigen Luft, und wenn es wieder Sommer wird, da hol' ich Sie gesund und munter vom Bahnhof. Das wird eine Freude, Frau Christensen!“

„Ach, Owena, verschone mich mit deinen Ahnungen.“

„Darüber dürfen Sie nicht spotten,“ ereiferte sich das Mädchen, „Vorahnen ist immer in meiner Familie erblich gewesen. Großmutter hat den Brand von Hamburg vorher gewußt, und Vater hat die Eisenbahn hier vorbeikommen sehen, als man noch in der Postkutsche fuhr und nicht an Dampf und so etwas dachte. Hab' ich nicht neulich gesagt: ‚Gewiß bekommen wir Fremde, Frau Christensen,‘ und Montag: ‚Wenn der Herr nun käme,‘ und Dienstag: ‚Ob der Herr nicht grad' am heiligen Abend hier sein mag?‘“

„Gewiß ja,“ erwiderte Charlotte zögernd, „es ist merkwürdig, wie du das so wissen konntest.“

„Sehen Sie wohl, und hätten Sie da schon einen Weihnachtsbaum aus der Stadt holen lassen, dann wäre es nun nicht nötig gewesen, unsre eigenen Tannen umzuschlagen.“

Charlotte Christensen schüttelte den Kopf: „Mir ist so bange, Owena, ich wage nicht, an ein Fest zu glauben.“

So waren die beiden Frauen allmählich in den hinteren Teil des Gartens gekommen. Bläuliche Schatten huschten über den Schnee, und Gebüsch und Bäume standen ernst und feierlich wie eine Schar schweigsamer Wächter. Zu einer Gruppe vereint wuchsen hier Tannen, deren dunkel-

grünes, saftstrotzendes Nadelwerk der Schnee nicht ganz zu verdecken vermochte.

Owena schritt, die Axt in der Hand, prüfend um die Bäume. Zuweilen streifte ihr Kleid das Gezweig, und dann rieselte der feine weiße Staub auf sie nieder.

„Nimm doch die Tanne dort," sagte Charlotte, „das ist ein prächtiger Weihnachtsbaum."

„Schlank und stur ist sie, auch gleichmäßig dicht von vorn und von hinten. Aber ein bißchen hoch, deucht mir, und viel Platz nimmt sie weg. Na, im Saal wird es gehen."

„O nein, Owena, den Saal haben wir immer nur zu Freudenfesten benutzt."

„Ist Weihnachten nicht der Heiland geboren, und ist es etwa kein Freudenfest, wenn der Herr kommt?"

„Es ist immer so dumpfe Luft im Saal, du wirst den weiten Raum nicht mehr erwärmen können, und ich muß gleichmäßige Temperatur haben, das weißt du."

Das Mädchen lachte halblaut in sich hinein. „Wenn es weiter nichts ist, Frau Christensen! Gelüftet hab' ich und geheizt seit gestern. Ich hatte schon solche Ahnung, als wenn Sie doch noch den Saal nehmen würden."

Damit hob sie den Arm zum Schlage, und in der nächsten Sekunde saß das Beil tief in dem harzreichen Stamme der Tanne. Zugleich flog eine dichte Wolke von Schnee und Eisstückchen prasselnd von den Zweigen und überschüttete das lachende Mädchen.

Noch ein paar kräftige Hiebe mit dem Beil, dann stürzte die Fichte zu Boden.

„So," sagte Owena, den Rest der Schneeflocken von den Zweigen schüttelnd, „nun kommen Sie nur mit in die Stube, Frau Christensen, jetzt wollen wir unsern Weihnachtsbaum putzen."

„Laß mich noch draußen bleiben, Owena, ein Weilchen nur. Die Luft ist so frisch und rein, und es friert mich kein bißchen."

„Ja, wenn Sie das denn so gerne wollen, Frau Christensen, meinetwegen. Aber eine Viertelstunde bloß; kommen Sie dann nicht herein, Gott tröst', dann hol' ich Sie."

Zur Bestätigung nickte sie noch einmal ernsthaft mit dem Kopfe, faßte ihren Tannenbaum in der Mitte des Stammes und ging eilends von dannen.

Charlotte Christensen blickte sinnend auf die Furche, die die herabhängende Spitze des Baumes im Schnee zurückgelassen hatte; darauf wandte sie sich durch einen finsteren Buchsbaumgang nach der äußersten Grenze des Gartens. An einer der uralten, längst ausgewachsenen Weißdornhecken leuchteten wie Blutstropfen glutrote Beeren. Sie pflückte einige davon mit dem Gedanken, die Tanne damit zu schmücken, und dabei fiel ihr ein, daß Owena nicht einmal Lichter hatte für ihren Weihnachtsbaum. Es mußten am Abend welche aus der Stadt mitgebracht werden, sie durfte nicht vergessen, daran zu erinnern. Als sie dann weitergehen wollte, glitt ihr Auge über das beschneite Land; unabsehbar weit, von blauer Himmelskuppel überdacht lag es vor ihr. Rechts sah man nur hie und da ein einsames Gehöft, von wenigen Bäumen umgeben, links aber, ganz nahe scheinbar, streckte sich Kolk. Aus seinen Essen stieg Rauch, seine Türme und Dächer, die noch neuen roten Gebäude des Bahnhofes waren deutlich zu unterscheiden. Charlotte Christensen ward von dem Gefühl beherrscht, als ob aus jedem Fenster dieser Stadt ein Fernrohr gerade auf sie gerichtet wäre. Natürlich war das Unsinn, niemand interessierte sich mehr für das, was sie tat und trieb, trotzdem konnte sie Kolk nicht leiden.

Auf dem Bahnhof drüben würde Gabriel ankommen, er hatte es ihr geschrieben, „um sechs Uhr am heiligen Abend". Und in plötzlich hervorbrechender Leidenschaft breitete sie weit die Arme aus, ließ sie jedoch gleich darauf wieder mutlos sinken, hüstelte und schritt mit brennenden Augen durch den verschneiten Garten dem Hause zu.

Inzwischen war Owena drinnen nicht müßig gewesen. Sie hatte ihren Tannenbaum mit kühner Hand zugestutzt und den unteren Teil des Stammes spitz geschlagen, damit er fest in den Baumhalter geschoben werden konnte. So stand er jetzt dunkelgrün und feierlich zwischen den steifen Empiremöbeln im Saal. Tändelnd streute die rote Wintersonne buntfarbige Reflexe über den Kristallbehang des Kronleuchters, und goldige Feuerfunken tanzten auf den gelben Seidenbezügen der Polstersitze.

Charlotte Christensen trat ins Zimmer, schwer atmend, die Hand aufs Herz gepreßt; es peinigte sie zuweilen durch heftiges Klopfen.

„Nun, was sagen Sie," fragte Owena, von ihrer Arbeit aufblickend, „ist es nicht ein Prachtexemplar von einer Tanne?"

„Gewiß," erwiderte Charlotte, sich auf den ihr nächsten Stuhl an der Tür setzend, „aber was soll uns ein Weihnachtsbaum ohne Lichter?"

Das Mädchen machte große, bestürzte Augen. „Natürlich," rief sie in komisches Entsetzen ausbrechend, „etwas muß ich ja immer vergessen. Na, passen Sie nur auf, ich bringe auch das noch in Ordnung."

Sie ging eilfertig hinaus und kehrte erst nach geraumer Zeit, wichtig, mit hochgehobener Schürze, zurück.

„Jetzt raten Sie mal, was ich hier Schönes habe?"

„Leuchter," sagte Charlotte lächelnd, „das klirrt und klappert ja bei jedem Tritt."

Owena nickte, all den blitzenden Weihnachtstand auf den Tisch kramend, „und hier," rief sie, ein paar grellfarbige Kartons hochhaltend, „sind auch Lichter. Ja, ja, es ist doch ganz gut, wenn man aus einer Familie stammt, in der das Vorahnen erblich ist. Lauter rosa Lichter, die waren gar nicht leicht zu bekommen, aber Sie wissen ja, weiße mag der Herr nicht, und die bunten können Ihnen nun wieder nicht gefallen. Wenn ich bloß erst das Lametta festgeknotet hätte, damit weiß ich nie was Rechtes anzufangen."

„Laß mich,“ sagte Charlotte, ihren Stuhl verlassend. Sie faßte behutsam mit ihren schlanken Händen die zitternden Goldfäden und warf sie geschickt über die Zweige.

„Wie schön Sie das doch können,“ meinte Owena bewundernd, „da wird der Herr auch gleich sehen, daß Sie geholfen haben. Ob ich uns wohl ein paar Pfeffernüsse hole, Frau Christensen? Ich glaube, dann geht die Arbeit noch mal so gut.“

„Natürlich, Owena, und mache die Leuchter nur recht gerade, damit die Lichter nicht lecken.“

„Heute abend gibt's Karpfen,“ sagte das Mädchen, die harten Kuchen mit ihren weißen Zähnen zermalmend, „die sollen uns schmecken. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Frau Christensen, so würde ich das blaue Kleid anziehen, das seidene, wissen Sie, das dem Herrn immer so gefallen hat.“

„Aber, Owena,“ rief Charlotte erschrocken, „ich bin so alt und mager geworden, und das Kleid ist auch ganz aus der Mode.“

„Ach, Frau Christensen, das geht aus der Mode und kommt wieder hinein; wie können wir hier wissen, was dran ist, aber die Farbe ist so hübsch, und das bleibt doch die Hauptsache.“

* * *

Der Tag starb, die Sonne war untergegangen, schmale, blaßrote Flammenbänder verglommen noch langsam im Gewölk, bis nichts zurückblieb als das leere, weißgraue Himmelsgewölbe. Die Dämmerung brach herein, breitete düstere Nebel über die schneebedeckten Rasenflächen und bereitete das Bett für die Nacht, die da kommen wollte. Hoch oben auf dem Gipfel einer Eiche hockte zwischen knorrigem Geäst eine einsame Krähe. Das Gefieder struppig aufgeblasen, die Flügel zum Fluge halb entfaltet, schlaftrunken, furchtsam und lauernd. Im nächsten Augenblick schon vernahm sie ein Geräusch, das ihr Angst einjagte,

und krächzend stob sie nach Westen zu, ziellos aufs Feld hinaus.

Owena hatte noch Meerrettichstangen aus dem Küchengarten geholt, sie blieb jetzt stehen und starrte dem schwarzen Vogel nach, der eben wie ein zum Wesen gewordener böser Gedanke an ihr vorüberhuschte. Der da floh die Gefahr, für Owena durfte es keine geben, ihr Leben hieß dienen, das hatte sie sich an jenem Tage gelobt, als sie hörte, daß die Frau den Herrn verlassen hatte. Eilends ging das Mädchen weiter, sie hatte wahrhaftig alle Hände voll zu tun und kein Recht, hier die Zeit zu vertrödeln. Als sie, den Steig verfolgend, in den Vordergarten kam, sah sie zwei helle Lichtstreifen durch die unverhüllten Fenster des Saales fluten. Einen Augenblick überlegte sie, dann schürzte sie die Röcke hoch und stapfte mitten durch den tiefen Schnee auf das Haus zu. Dort drückte sie sich dicht an das Mauerwerk und lugte verstohlen durch die Scheiben. Die Kerzen auf dem Kronleuchter spiegelten sich flackernd in einem goldgeränderten Pfeilerspiegel, und das Gezweig des geputzten Tannenbaumes streifte das Fensterglas, als ob es die heilige Nacht dort draußen grüßen wollte. Wenn Owena sich etwas vorbeugte, konnte sie auch ihre Herrin sehen, die in dem blauen Seidenkleid, die weißen Hände um das Knie geschlungen, auf einem Stuhl am Ofen saß. Ängstlich und verlangend, scheu und voll brennender Ungeduld wartete Charlotte Christensen auf die Versöhnung, seit Jahren schon; aber aus freiem Willen sollte er kommen, von Sehnsucht getrieben. Sie hob den Kopf, löste langsam die Hände auseinander und nahm von dem Ofensims einen Stehrahmen. Ihre Augen glänzten, und ihre Wangen waren hektisch gerötet, als sie das Porträt betrachtete, das dort unter dem Glas vor Staub und Feuchtigkeit geborgen lag.

Auch Owena kannte das Bild. Eine gerade, edel geformte Nase, ein Paar Augen, träumerisch und doch voll Energie, der etwas große Mund von einem vollen

Bart umschattet, ein Zeus fast, ein schöner Herkules. Mit einem Fuße stand dieser Mann in dem Palaste des Vornehmen, mit dem andern in der Tagelöhnerkate, in der er geboren war, und wäre er in jener Hütte geblieben, so wäre es besser gewesen für sie beide. Charlotte Christensen stellte den Rahmen wieder an seinen Platz, sie stand auf und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ob die Frau wohl bemerkt hatte, daß sie beobachtet wurde? Owena bekam es mit der Angst, sie drückte die Meerrettichstangen fester an die Brust und verschwand, so schnell sie konnte, um die Hausecke.

Das Außenmädchen, Stina Drews, hatte neue Holzscheite auf die Kohlen gelegt und den kupfernen Teekessel wieder auf die Herdplatte gestellt.

„Das ist ja schnell gegangen," sagte sie, als Owena in die Küche trat, so recht spitzig über die Schulter hinüber, „soll mich verlangen, ob Sie was Besseres gefunden haben."

„Das hab' ich," erwiderte Owena, ihr Wurzelbündel auf den Tisch werfend, „überzeugen Sie sich davon, wenn Sie es nicht glauben wollen. Hätten Sie aber im November genügend Meerrettich hereingenommen, dann hätte ich nun nicht nötig gehabt, mich mit dem hartgefrorenen Boden abzuquälen."

„Mir deucht, es sind genug Stangen im Keller," sagte die andre schnippisch, „wenn die nichts taugen sollen, dann weiß ich auch nicht."

Owena begann langsam das Tuch abzunehmen, das sie zum Schutz gegen die Kälte draußen um den Kopf geschlungen hatte. Als sich aber der Knoten nicht gleich lösen wollte, ließ sie plötzlich die Hände ruhen und blickte ganz selbstvergessen in eine halb finstere Ecke, in der nichts weiter zu sehen war als dicht unter der Decke eine klanglos hin und her zitternde Glocke.

„Mein Gott, Owena," rief Stina Drews auflachend und ihr Beleidigtsein vergessend, „Sie sind ja wohl ganz

verbiestert heute. Es ist rein, als wenn Sie was Schweres auf dem Herzen hätten, oder haben Sie vielleicht Angst vor dem Herrn?"

„Dummes Zeug," sagte Owena zusammenfahrend, „was sollte mir der Herr wohl tun können, ich dachte nur an mein Essen."

Sie schüttelte das Tuch von den Schultern und hing es an einen Nagel.

„Nun man schnell, Stina Drews, wir haben nicht viel Zeit, wir müssen machen, daß wir fertig werden."

Damit holte sie aus einem mit Wasser gefüllten Holzbottich einen großen, zappelnden Karpfen hervor, betrachtete prüfend seinen schönen, wie Morgenlicht schimmernden Schuppenpanzer und tötete ihn durch einen einzigen, wohlgezielten Schlag auf den Kopf. „Karpfen sind sein Lieblingsessen," sagte sie mehr zu sich als zu der andern, „dafür läßt er sein Leben."

„Nicht wahr," fragte Stina Drews neugierig, „Sie haben den Herrn schon lange gekannt, Owena?"

„Das hab' ich; wir spielten noch miteinander Verstecken, wir drei, und ich hab' auch bei ihnen gedient in der Stadt, als sie dann später verheiratet waren."

„Lange Zeit?"

„Drei Monate wohl, es gefiel mir nicht. Es war so anders alles, ich konnte dort nicht bleiben."

„Sie sind ein sonderbares Mädchen, es muß doch nett sein in der Stadt."

Zwischen jedem Wort machte Stina Drews eine Pause, sie zerlegte einen Karpfen in gleich große Stücke. Darauf strich sie das Blut mit dem Finger von ihrem Messer und sagte flüsternd mit einem unangenehmen Lächeln: „Ich weiß gar nicht, wie die Frau den heiraten konnte. Ein richtiger Tagelöhnerjunge; sein Vater ist manchmal nach Kolby zum Dreschen gekommen, und dann die Frau, so reich und so klug und hat auch noch so was an sich."

„Sie reden wieder, wie Sie es verstehen," rief

Owena heftig, „der Herr ist doch ein Künstler, ein wirklicher, feiner Mann, der ja wohl mit Grafen und Baronen verkehrt.“

„So, meinetwegen. Vertragen haben sie sich aber doch nicht können, sonst würde sie nicht hier wohnen und der Herr in der Stadt. Wer mag bloß Schuld haben von den beiden?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Owena kurz, „es geht mich nichts an, und Sie auch nicht, Stina Drews.“

Die Glocke oben in der finsteren Ecke begann plötzlich hin und her zu tanzen und zu rufen, abgebrochen, schrill und gellend.

Owena horchte auf. „Die Frau,“ sagte sie, „ich hätte eigentlich gleich zu ihr müssen. Machen Sie nur inzwischen den Karpfen fertig, Stina, und begießen Sie ihn mit Essig, damit er blau wird. Sie wissen ja, die Kruke steht in der Kammer.“

Hastig wusch sich Owena die Hände, dann eilte sie in den Flur. Ganz am Ende des Ganges lag der Hund lang ausgestreckt vor der Saaltür.

„Steh auf, Wächter,“ schalt das Mädchen, „siehst du nicht, daß ich hinein will?“

Erst als sie ihm mit dem Fuß einen Stoß gab, kam er gemächlich in die Höhe, streckte die gewaltigen Glieder und wedelte mit dem Schweif.

„Nein, wir wollen nicht spielen, Wächter, geh.“

Sie öffnete die Tür, und sogleich, ehe sie es noch hindern konnte, wand sich der Hund durch die Spalte.

„Wächter ist mit hereingekommen, Frau Christensen; soll ich ihn wieder hinausjagen? Der ganze Teppich wird voll von Haaren, wenn er in den Zimmern ist.“

„Laß ihn nur, Owena, ich hab' ihn gerne bei mir, er ist so anhänglich.“

Erst nach längerer Umschau entdeckte das Mädchen ihre Herrin; sie stand fast vom Tannenbaum versteckt am gegenüberliegenden Fenster.

„Wollten Sie mich sprechen, Frau Christensen?“

„Ach ja,“ erwiderte Charlotte mit einem halben Lächeln, „du mußt mir helfen. Der Riegel wird festgefroren sein, er will sich nicht drehen lassen.“

„Sie wollen doch das Fenster nicht öffnen? Das darf ich nicht erlauben. Sie würden sich ja unbedingt erkälten, Frau Christensen.“

Charlotte ließ zögernd den blanken Metallknopf aus den Fingern.

„Wird es dem Herrn auch nicht zu warm sein? Es sind siebzehn Grad, und ich möchte so gern, daß er sich hier behaglich fühlte, wenn ich auch selbst ein bißchen frieren sollte.“

„Nein, nein, Frau Christensen, das geht nicht an; wie soll ich vor dem Medizinalrat bestehen können! Aber ich weiß genau, der Herr liebt es auch warm; der kleine eiserne Ofen im Atelier war oft genug glühend rot, und er stand unmittelbar davor bei seiner Arbeit.“

„Wann bist du denn überhaupt ins Atelier gekommen?“

„Nun, ich war doch zuweilen dort, ich hab' ein paarmal geholfen beim Reinmachen.“

Charlotte Christensen trat jetzt hinter dem Tannenbaum hervor, und Wächter, der Hund, begann in täppischer Zärtlichkeit eifrig die Tatze auf und nieder zu heben. Sie beachtete ihn nicht, sie kreuzte die Arme über der Brust und schüttelte sich, als ob ein physischer Schmerz durch ihren Körper gehe.

„Owena,“ sagte sie, „ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er sich von mir trennen will, ganz und gar, meine ich, durch eine Scheidung. Selbst konnte ich ihn nicht halten, aber eine andre darf ihn auch nicht besitzen, ich würde das nicht überleben.

„Du kannst so etwas wohl nicht begreifen, dir ist Gabriel ein Mann wie andre auch, du hast ein so kühles Temperament, Owena. Es ist ja auch nicht recht, daß ich

mit dir darüber rede, aber den Wänden erzählen kann ich's nicht, und es tut wohl, sich einmal auszusprechen.

„Sieh, Vater wollte lange nichts von unsrer Verbindung wissen, erst als er merkte, daß ich an dieser Liebe zu Grunde ging, willigte er in eine Heirat. Nun war ja mein Wunsch erfüllt, ich hätte selig sein müssen, aber es war doch kein rechtes Glück, nicht so, wie ich es mir gedacht hatte. Gewiß war Gabriel gut und sorgsam gegen mich, er war stolz darauf, Vaters Tochter zur Frau zu haben, und er liebte mich auch auf seine Weise. Im Grunde aber war ich ihm doch nebensächlich, ihn dürstete nach Erfolg, sein Leben gehörte nicht mir, sondern der Arbeit. Befand ich mich nun allein, und ich war es oft, so nagte das Heimweh an mir, ich fühlte mich einsam und verlassen, und das Böse erwachte in meinem Herzen."

Charlotte Christensen setzte sich auf einen der Empirestühle und strich sich mechanisch das feuchte Haar aus den Schläfen.

„Ich bin so schlecht, Owena, du glaubst gar nicht, wie schlecht. Manchmal faßt mich ein unbezwinglicher Trieb, die Leute zu kränken, und zwar die, die ich liebe, am meisten. Darunter hat auch Gabriel leiden müssen; wenn ich mißgestimmt oder übler Laune war, so ließ ich es ihn entgelten, und was nützte es viel, daß ich später trostlos darüber war! Er stammte ja aus kleinen Verhältnissen, aus ganz kleinen, und da hörte ich ihn mitunter Ausdrücke gebrauchen, die mich an jene Kreise erinnerten, — das war mir an meinem Gatten entsetzlich. Vielleicht war es gar nicht so schlimm, manche Menschen sind burschikos, aber ich war so sensibel, so leicht verletzt, und ich unterließ es nie, dergleichen zu rügen oder durch eine abweisende Miene zu bestrafen. Gabriel bat mich auch stets um Verzeihung und tat, als ob er im Unrecht wäre, aber ich habe damit doch wohl den Grund zu unsrer Entfremdung gelegt. Da kamst du in unser Haus, Owena,

und hattest das Unglück im Gefolge. Nein, nein, ich will dir nicht unrecht tun, du konntest ganz gewiß nichts dafür, daß mein Verhältnis zu Gabriel immer kühler und fremder ward. Vater hatte dich mir geschickt als Arznei gegen das Heimweh, Kindheitserinnerungen tauchten in holden Bildern vor mir auf, und mit dir konnte ich sprechen von allem, was vordem meine Welt war. Warum mochtet ihr euch nur nicht leiden, du und Gabriel? Streite nicht dagegen, es war so, und ich will dir auch sagen weshalb. Es sei ferne von mir, dich schlecht zu machen, Owena, aber wenn du ganz ehrlich bist, nicht wahr, du neidetest es Gabriel, daß er es durch seine Kunst so weit gebracht hatte? Es schien dir widersinnig, daß er, den du als deinesgleichen kanntest, nun dein Herr war, dem du gehorchen solltest. Gabriel war dir gegenüber nun wieder befangen und infolgedessen oft barsch und unfreundlich, und ich sah bald genug, daß ich dich nicht bei uns halten durfte. Als du fort warst, hätte ja nun eigentlich alles wieder ins alte Geleise kommen müssen, aber dem war nicht so, du hattest das letzte Restchen Sonnenschein mit dir genommen und uns die Kälte im Hause gelassen. Zwischen mich und ihn war ein Etwas getreten, das uns immer mehr voneinander zu entfernen drohte. Gabriel arbeitete in jener Zeit an einer Statue, einer Amazone, die mit hochgeschwungenem Speer dem Tode entgegenreitet. Ich erfuhr ganz zufällig davon durch einen Fremden, denn Gabriel wünschte nicht, daß ich zu ihm ins Atelier kam, und er selbst erzählte mir nichts von dieser Arbeit. Kaum war die Statue in Marmor ausgeführt, so wurde sie auch schon verkauft, für einen auffallend niedrigen Preis, wie ich hörte nach Amerika, und sie wurde fortgeschafft, ehe ich sie gesehen hatte. Natürlich mußte mich das kränken, denn Gabriel kannte mein Interesse für seine Kunst, es war auch nicht recht von ihm, das sage ich noch heute.

„So wurden wir uns fremder und fremder, und die Stunden, die wir gemeinsam verbrachten, wurden immer

kürzer und spärlicher. Am Tage arbeitete Gabriel im Atelier, wo ich ihn nicht aufsuchen durfte, und Abends ging er aus, allein, ohne mich mitzunehmen. Du ahnst nicht, Owena, was ich heimlich litt und wie ich mich gemartert habe mit Vorwürfen, denn ich liebte ihn ja, und hatte ihm doch keine Gattin werden können, nicht einmal eine Kameradin. Mich quälte das niederdrückende Gefühl, ihm lästig zu sein, ihn in seinen großen Plänen zu stören, und so sagte ich ihm nach einem schweren Kampfe, es möchte wohl am besten sein, wenn wir uns trennten. Er hatte nichts dagegen einzuwenden. Mit kühlem Lebewohl sind wir auseinander gegangen, und seitdem nagt an mir die Sehnsucht, beständig, beständig."

Charlotte Christensen lehnte sich in den Stuhl zurück und betrachtete nachdenklich die blauen Äderchen an ihren weißen, schmalen Händen. Der herbe, heimliche Duft des Tannenbaumes strömte durch das Zimmer, leise knisterten die flackernden Lichter.

„Es ist ein Weib gewesen," sagte sie plötzlich ganz unvermittelt mit einer harten, belegten Stimme, „ich weiß gewiß, daß es ein Weib gewesen ist!"

Auf dem Fußboden lag ein grünes Zweiglein, das von dem Weihnachtsbaum abgebrochen sein mochte; es störte Owenas Ordnungssinn. Sie bückte sich danach, schwerfällig, mit einer eckigen Bewegung, trat an den Ofen und warf den Zweig auf die Kohlen. Die harzhaltigen Nadeln zischten und sprühten wie ein Feuerwerk, glühten rot auf und zerfielen in ein feines, weißliches Aschenhäufchen. Owena schloß behutsam die Ofentür, warf noch einen besorgten Blick auf Charlotte Christensen und ging hastig hinaus.

Im Saale schlug die Uhr, einen einzigen melodischen Schlag. Es war eine alte Standuhr, das Gehäuse aus Marmor, auf dem drei Genien, aus Bronze gebildet, einen ewigen Reigen schlangen. Ein jeder von ihnen trug eine Fackel, der erste entzündete sie, der zweite hielt sie hoch

und der dritte ließ sie wieder verlöschen; es war die Fackel, die das Leben bedeutet.

Charlotte Christensen fuhr auf. „Halb Sechs,“ flüsterte sie, „kaum eine Stunde noch, da wird er hier sein.“

Und wieder ward es still, zuweilen nur streckte sich Wächter, der Hund, oder eins der Holzscheite im Ofen fiel prasselnd in sich zusammen. An der Wand, Charlotte gegenüber, hing der Spiegel, der nach altmodischer Sitte aus zwei verschieden großen Stücken zusammengesetzt war. In dem oberen spielten der helle Dunst und die beweglichen Flämmchen der Kerzen, in dem unteren Teile des Glases erblickte sie ihre eigne Gestalt, in sich gefallen auf dem Stuhle. Sie erschrak vor sich selber und richtete sich mit einem Ruck grade. So sah sie wesentlich anders aus, sie wollte doch recht acht geben auf ihre Haltung. Owena hatte ihr nicht schlecht geraten, sie hätte nichts Vorteilhafteres anziehen können als dieses verblaßte blaue Kleid, und auch der Kreppschal um den Hals stand ihr gut. Wie schön ihr Haar noch immer war, so voll und blond wie damals, aber im Gesicht war sie mager geworden, die Backenknochen standen ganz weit vor. Charlotte Christensen seufzte, sie rückte den Stuhl anders und drehte dem Spiegel den Rücken zu. Am klügsten war es schon, an gar nichts zu denken, und beinahe gelang es ihr; sie blickte hinauf zu den flackernden Kerzen und hörte auf das Ticken der Uhr. So reihte sich Minute an Minute, die Zeit verging. Plötzlich regte sich der Hund, er spitzte die Ohren und begann zu bellen, ein paarmal nacheinander, kurz und dumpf.

Charlotte sprang in die Höhe. „Still, Wächter,“ sagte sie, in die Mitte des Zimmers zurückweichend, „du mußt ruhig sein.“

Sie faßte das Tier am Halsband und horchte auf ein Geräusch, das von draußen kaum vernehmlich nach innen drang.

„Es sind Räder, die über den Schnee rollen, es ist

ein Wagen. Der Herr kommt, Wächter, und du sollst ihn zuerst begrüßen."

Sie öffnete die Tür und ließ den Hund hinaus auf den Flur, wo er im Augenblick durch sein lautes Gebell die Dienerschaft zusammenrief.

Charlotte Christensen selbst blieb im Saal, ihr Herz klopfte, und in ihren Schläfen hämmerte es. „Ob er nicht doch in Geschäften kam?" Sie wollte nicht hinausgehen, sie wollte ihn nicht begrüßen, da draußen nicht. Immer näher erklang das Rollen des Wagens, das Aufschlagen von Pferdehufen auf festgefrorenem Boden. Sie hörte das Knallen einer Peitsche, das Knarren von Riemenzeug, das Geschnaube und Gepuste der Pferde, dann gab es einen Ruck, der Wagen hielt. Im Flur ward Owenas harte Stimme laut, geschäftige Menschen eilten hin und her, Türen wurden auf- und zugeschlagen, und dazwischen ertönte das anhaltende Heulen und Bellen des Hundes, der ihn erkannte und sich nun vor Freuden nicht zu lassen wußte.

Charlotte Christensen ist ihm nicht entgegengegangen, mit schlaff herabhängenden Armen stand sie noch in der Mitte des Saales, als er eintrat.

„Charlotte!"

Wie aus weiter Ferne klang diese Stimme an ihr Ohr, wie das Echo eines vor Jahren einst gesprochenen Wortes. Er war ein wenig stärker geworden und ein wenig älter, einzelne graue Fäden zogen sich durch sein Haar. Schwankend, auf demselben Fleck verharrend, sah sie ihn auf sich zuschreiten. Er faßte sie mit kräftigem Druck an den Händen und blickte ihr in die Augen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Charlotte."

Sein Rock berührte ihr Gewand, sein Odem traf ihr Antlitz, und ihr war, als ob aus seinen weißen Fingern das heiße rote Blut in ihren Körper flösse.

„Hast du kein Wort der Begrüßung für mich?"

„Willkommen," sagte sie bebend, „willkommen, Gabriel, in diesem Hause!"

„Ich hoffte immer, du würdest dich ein wenig über meine Ankunft freuen, Charlotte; das war wohl töricht von mir. Eigentlich begreife ich auch selbst nicht, wie ich auf solche Gedanken verfallen konnte; Grund hab' ich dir ja nicht dazu gegeben."

„Aber ich freue mich ja, Gabriel, gewiß freue ich mich. Ich meine nur," fügte sie zögernd hinzu, „eine andre Zeit wäre vielleicht besser gewesen, um von Geschäften zu reden."

„Von Geschäften," sagte er erstaunt, „wie kommst du nur darauf, Charlotte? Mir wenigstens liegt nichts ferner als das. Du hast bis dahin ganz gut mit deinen Angelegenheiten allein fertig werden können, und was mich betrifft, so ist mir der Mammon in den letzten Jahren durchs Dach geregnet, ich habe mehr, als ich brauche. Nein, was mich hertrieb, war etwas ganz andres, — soll ich es dir verraten? Es war Sehnsucht, unbezwingliche Sehnsucht; durch einen geringfügigen Anstoß geweckt, wollte sie sich durch nichts wieder einschläfern lassen. Nun weißt du's."

„Von Sehnsucht getrieben?" wiederholte sie sinnend. „Sag das noch einmal."

„Von Sehnsucht getrieben."

Gabriel Christensen hielt ihre Rührung für körperliche Schwäche, er drückte sie sanft an sich und führte sie zum Sofa.

„Du solltest dich setzen, Charlotte, denn wie Owena mir sagt, kränkelst du und mußt dich schonen. Lehne dich nur gemütlich in die Ecke, — warte mal, ich will dir ein Kissen unter den Kopf schieben, dann liegst du bequemer."

Willenlos ließ sie alles mit sich geschehen, sie war so glücklich, ihn bei sich zu sehen, seine Nähe zu spüren.

„Wie festlich ihr es hier geschmückt habt, und wie würzig der Tannenbaum duftet," meinte er, prüfend im Saale Umschau haltend, „so richtige Weihnachten hab' ich seit Jahren nicht mehr gefeiert. In der Stadt tun sie ja, was sie können, sie zünden auch Lichterbäume an und hängen alles mögliche in die Zweige, aber die Stimmung

scheint mir nicht so die echte. Das Hasten und Treiben hört niemals ganz auf, sie kommen nicht recht zur Ruhe, und Friede soll doch sein auf Erden, — zwischen uns auch, nicht wahr, Charlotte? Wir wollen alles begraben und vergessen sein lassen, was jemals zwischen uns lag."

„O wie gerne, Gabriel!"

„Wenn es dir recht ist, so könnte ich eigentlich jetzt die Lichter an deinem Baum anzünden, das duftet so herrlich, feierlicher als Weihrauch in den Kirchen."

„Macht es dir auch keine Mühe? Sonst rufe ich Owena."

„Nein, nein," sagte er abwehrend, „lasse Owena nur, wo sie ist, sie kocht Karpfen in der Küche, und sie ist ganz vortrefflich dort aufgehoben."

„Hast du denn deine alte Abneigung immer noch nicht überwunden? Du weißt gar nicht, Gabriel, welch einen Schatz ich an diesem Mädchen habe. Sie sorgt für mich geradezu wie eine Mutter, und ich versichere dich, sie schilt mich, wenn ich unvernünftig bin, mich der Kälte oder der Zugluft mehr aussetze, als mir gut ist. Ich habe sie aber auch lieb, sie ist mir eher eine Freundin als eine Dienerin."

„Ihr habt euch ja auch schon so lange gekannt."

„Das haben wir; ich hatte doch keine Schwester, und da wurde denn die kleine Owena oftmals als Spielgefährtin zu mir geholt, und wie haben wir gespielt! Eigentlich ist sie wenig bildungsfähig gewesen, manch andre hätte sich bessere Umgangsformen angeeignet und längst ein richtiges Deutsch gesprochen. Mir ist sie lieb so, sie ist treu wie Gold, und wenn ich es verlangte, so ginge sie für mich durchs Feuer; darum mußt du auch ein bißchen nett gegen sie sein, Gabriel."

„Natürlich, selbstverständlich, Charlotte."

Er rückte sich einen Stuhl an den Weihnachtsbaum, trat schonungslos auf den krachenden Seidenbrokat und ließ die Lichter aufflammen, eins nach dem andern.

„Welch ein Gewirr von Gold- und Silberfäden! Ist

das einmal hübsch, — das hast du doch sicherlich über den Baum gesponnen."

„Ja, Gabriel, heut während der Mittagszeit."

„Dacht' ich mir, und die Lichter hast du natürlich auch ausgesucht, lauter rosa, wie reizend sich das ausnimmt zwischen den grünen Zweigen."

„O nein, Gabriel, die hat Owena, und zwar ganz ohne mein Wissen eingekauft."

„Ein riesig geschmackvolles Mädchen."

„Gabriel, Gabriel."

„Es ist mir vollständig ernst damit, Charlotte. Siehst du wohl, nun sind sie alle angezündet, nur das ganz oben auf der Spitze nicht, das kann ich nicht erreichen. Nun, ich denke, wir lassen es heute, ein Vergnügen muß man sich aufbewahren für den morgenden Tag."

Er schob den Stuhl beiseite und setzte sich wieder dicht neben Charlotte auf das Sofa. Eine Weile blickten sie schweigsam in den Lichterglanz.

„Stille Nacht, heilige Nacht," zitierte er halblaut, dann brach er plötzlich ab und sagte: „Was für schönes, blondes Haar du doch hast, Charlotte."

„Es ist mir treu geblieben, Gabriel, das einzige, was dich an früher erinnern wird, sonst mag ich mich sehr verändert haben."

„Kann ich nicht einmal finden. Ein bißchen mager bist du ja geworden, aber das wird schon wieder anders werden, wenn der böse Winter nur erst vorbei ist."

Sie nickte ihm freundlich zu. „O Gabriel, wieviel hat sich während der Jahre, in denen wir uns nicht sahen, ereignet. Du bist nun wirklich ein berühmter Mann."

Er lächelte geschmeichelt. „Das wird so arg nicht sein."

„Doch, Gabriel. Hast du nicht die goldene Medaille bekommen? Nach deinem Entwurf ist damals das Reiterstandbild des Herzogs ausgeführt worden, und im vergangenen Jahre erhieltest du wieder den Auftrag für die

‚Charitas‘. Es war ein wahrer Festtag für uns, als wir davon erfuhren; du glaubst nicht, wie wir uns darüber gefreut haben.“

„Wir, wer denn noch als du?“

„Nun, Owena, sie nimmt an allem teil, was mich betrifft.“

„Ach so, Owena, das hätte ich mir denken können. Ja, liebe Charlotte, ich habe mich auch gefreut. Solche Anerkennung, solche Würdigung des Könnens ist eigentlich noch mehr wert als der pekuniäre Ertrag, den sie mit sich führt. Und wenn ich jetzt auf dem Wege bin, es zu etwas zu bringen, so habe ich es mir durch meine Arbeit redlich verdient. Ich kann dir gar nicht sagen, wie fleißig ich gewesen bin, was ich alles gezeichnet und modelliert habe, zu keinem andern Zweck, als um noch daran zu lernen. Aber was nützt schließlich alle Fertigkeit? Glückliche Momente muß man haben, um das innerste Wesen der Natur so packen zu können. Ich glaube, die Charitas ist mir gelungen, sie soll im Vestibül des Waisenhauses aufgestellt werden, das im nächsten Monat eingeweiht wird.“

„Dabei mußt du wohl auch zugegen sein?“

„Laß mich nicht daran denken; ich habe das Bedürfnis, mich einmal auszuruhen, mich einer süßen, göttlichen Faulheit zu überlassen nach all der Aufregung, die ich hinter mir habe. Hier bei dir ist es hübsch, ich bliebe für mein Leben gern ein paar Wochen hier, vorausgesetzt, daß ich dir nicht lästig falle.“

„Gabriel!“ Wie ein Jauchzen klang es, wie ein Jubelruf, und sie konnte nicht anders, sie schlang die Arme um seinen Nacken und legte das Antlitz an seine Brust. „Ist das wirklich dein Ernst, Gabriel, du willst dich hier in meiner Einsamkeit begraben?“

„Herrschaften,“ sagte Owena, die bereits vergebens geklopft hatte und nun ohne Aufforderung ins Zimmer trat, „das Essen ist fertig, wenn Sie denn so gut sein wollen.“

„Hast du's gehört, Owena?“ rief Charlotte zwischen Lachen und Weinen, „der Herr will hier bleiben! Nicht wahr, wir wollen ihm das Leben so leicht wie möglich machen, er soll frei sein, ganz ohne Zwang und Gene. Und wenn er sich vielleicht noch immer nicht gebessert haben sollte und es mit den Mahlzeiten nicht so pünktlich nimmt, auch dann wollen wir weder brummen noch schelten.“

„Bewahr mich Gott, Frau Christensen, wenn's darauf ankommt, warme Speisen zu jeder Tageszeit.“

War das nun aufrichtig gemeint oder nicht, es lag etwas Höhnisches in diesen Worten. Weshalb die beiden nur nicht in Frieden miteinander zu leben vermochten?

Gabriel bot Charlotte den Arm und führte sie in das anstoßende Eßzimmer, wo der blaugesottene Karpfen auf dem Tische dampfte und alles festlich bereitet war. Sie setzten sich einander gegenüber, er reichte ihr die Speisen und nahm sich dann selber.

„Welch ein winziges Stückchen du dir aufgelegt hast, Charlotte, ißt du denn immer so wenig?“

„Die Freude des Wiedersehens hat mich gesättigt, Gabriel, aber du mußt hungrig sein nach der langen Reise.“

„Jawohl, das bin ich auch, über Appetitlosigkeit brauchte ich noch niemals zu klagen.“

Wohl mehr aus Höflichkeit aß sie ihren Fisch, dann legte sie die Gabel auf den Teller, spielte mit der Brotkruste und sah behaglich zu, wie es ihm schmeckte.

„Laß uns das Trinken nicht vergessen, Gabriel.“

Er füllte die blinkenden Gläser mit Rheinwein und lächelte ihr zu.

„Das ist mir aus der Seele gesprochen, aber nun müssen wir auch anstoßen. Hei, wie das klingt, auf eine baldige Genesung, auf dein Wohl, Charlotte.“

„Auf das deine, Gabriel, auf den künftigen Herrn Professor.“

„Was du dir nun nicht schon wieder denkst!“

„Es ist wohl nicht unbegründet, Gabriel, gegen Ende des Januar, wenn die Charitas enthüllt wird, sollst du diesen Titel erhalten.“

„Wer hat dir das verraten, meine Liebe?“

„Die Zeitung.“

„Ach so, die Zeitung! Ja, die weiß allerdings alles, aber ihr Wissen ist Stückwerk, sie irrt zuweilen.“

„In diesem Falle baue ich auf sie. Es heißt, der König wird bei der Weihung des Waisenhauses persönlich zugegen sein, da wird er dich auch gewiß wieder ins Gespräch ziehen. Am andern Tage können wir dann schwarz auf weiß in der Zeitung lesen, worüber er sich mit dir unterhalten hat. Das würde Vater Spaß gemacht haben, aber er hat es nicht erleben sollen, er ist nun tot.“

Gabriel Christensen setzte das Glas, das er eben an den Mund führen wollte, wieder auf den Tisch.

„Dein Vater, Charlotte,“ sagte er nicht ohne Bewegung, „das war ein Mann; wer weiß, ob ich ohne ihn nicht armselig verkümmert wäre. Ich hatte ja eigentlich von vornherein Glück, man hatte mich zu einem Steinmetzen in die Lehre gegeben, der mich Grabkreuze und Schweinetröge machen lehrte, und ich hätte es schlimmer treffen können. Mein Meister nahm Interesse an mir, er war vernünftig und einsichtsvoll und gab mir Gelegenheit, nach Feierabend die Zeichenklasse der Handwerkerschule zu besuchen. Hier trieb ich es nun nicht wie die Mehrzahl meiner Kollegen, die meist ihre Zeit damit vertändelten, Allotria zu machen; ich arbeitete ernstlich. Infolgedessen gewann ich bald das Herz unsres alten Lehrers, der sich besondere Mühe mit mir gab, mich häufig lobte und mich seinen besten Schüler nannte. „Es ist schade um dich,“ sagte er zuweilen, „es steckt etwas in dir, wenn ich nur wüßte, wie dir zu helfen wäre.“ Der gute alte Mann tat, was in seinen Kräften stand, um begüterte Leute für mich zu interessieren, und eines Abends packte er meine besten Zeichnungen zusammen und verabredete mit mir am

nächsten Tage, eine Attacke auf den Edelmut deines Vaters zu wagen. Als ich aber hierher kam, fand ich meinen Lehrer, der eine Gelegenheit zu fahren benutzen wollte, nicht vor, und nun stand ich deinem Vater gegenüber, Charlotte, ohne ihm eine Probe meiner Fertigkeiten vorlegen zu können. Ich blöder, langaufgeschossener Junge in häßlichen Kleidern hätte gewiß versucht, mich aus dem Staube zu machen, wenn nicht Güte ein ausgesprochener Charakterzug deines Vaters gewesen wäre. ‚Vielleicht kommt Ihr Lehrer noch,‘ tröstete er mich, ‚besehen Sie sich nur einstweilen meinen Garten, in einer Stunde lasse ich Sie hereinrufen, da sollen Sie mit mir frühstücken.‘ So etwas ließ ich mir nicht zweimal sagen, ich machte eine linkische Verbeugung und trat aus der mir ungewohnten Pracht eurer Zimmer hinaus auf die Terrasse. Heller, blendender Sonnenschein flutete über den Rasen, die Rosen wollten sich schier zu Tode blühen an jenem Junitag, und mitten unter ihnen standest du, Charlotte, in einem weißen Kleide, mit über dem Rücken herabhängenden Zöpfen. Du warst freundlich und natürlich gegen mich und wußtest, wie eine kleine Weltdame, mir armen verblödeten Jungen das bißchen Haltung, über das ich verfügte, zurückzugeben. Geredet habe ich aber doch nicht viel, während wir miteinander die gewundenen Gartensteige hinunterschritten; ich sagte immer nur ‚ja‘ und ‚ach‘, aber ich beobachtete verstohlen, wie leicht und zierlich du an meiner Seite gingst. So kamen wir ins Wäldchen, wo zwischen zwei alten Bäumen damals noch die Schaukel hing. Du faßtest die Seile und ließest dich wie ermüdet auf das schwankende Brettchen nieder.

„‚Soll ich Sie ein wenig schaukeln?‘

„‚O nein. Danke, ich liebe das nicht. Nur so eine leichte, leise Bewegung hab' ich gern, so sitze ich öfter hier und sehe die Wolken ziehen und die grünen Baumblätter durcheinander fließen.‘ Ja, so sagtest du in dem anmutigen leichten Plauderton, der euch Kindern des Glückes eigen,

und der Liebreiz deiner Erscheinung riß mich hin. Ob ich dich nicht so porträtieren konnte, nur den Kopf, wie er an der das Seil umspannenden Hand ruhte? Gelang es mir, so war mir ja geholfen, und ich brauchte mich um die in der Stadt zurückgebliebenen Kreidezeichnungen nicht weiter zu grämen. Gewaltsam meine Schüchternheit überwindend, wagte ich, dich um Erlaubnis zu bitten, und du warst auch meinem Wunsche nicht abgeneigt, ich glaube gar, du fühltest dich ein bißchen geschmeichelt. ‚Können Sie das denn?‘ fragtest du zweifelnd, mich armen, unansehnlichen Burschen musternd, ‚nun, wenn es nichts wird, so wollen wir es niemand zeigen.‘ Mein Skizzenbuch trug ich immer bei mir, um, wenn ich einen Augenblick Zeit fand, einen Baum zu zeichnen, eine Brücke oder was ich sonst so am Wege fand. Einige Übung im Porträtieren besaß ich ja, ich hatte viel nach Gipsmodellen gezeichnet, des öfteren auch das Konterfei eines Kollegen oder einer Person unsers Haushaltes aufgenommen. Dies aber war doch anders, mich beseelte ein inneres Feuer, meine Finger bebten vor Erregung, mir war, als ob eine fremde Macht meine Hand führte. Und es wurde gut, es gelang ganz über Erwarten. Es mußte auch, ich zeichnete ja für meine Zukunft, denn wenn dein Vater jetzt nicht seine mildtätige Hand auftat, so würde ich wohl ein Steinmetz bleiben mein Leben lang. Du wurdest bald genug ungeduldig, hattest schon ein paarmal gefragt, ob ich noch nicht fertig sei, und meine Finger flogen doch mit einer Geschwindigkeit über das Papier, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte. Mit hastigen Strichen deutete ich noch schnell das Gewand an, dann konnte ich endlich deiner Bitte, dir das Bild zu zeigen, Gewähr geben. ‚Nein,‘ sagtest du, die Zeichnung betrachtend und leichtfüßig von deiner Schaukel niederhüpfend, ‚das ist ja reizend, und ähnlich ist es, glaube ich auch, aber Sie sind ein Schmeichler, so hübsch bin ich lange nicht. Kommen Sie, das wollen wir Vater bringen.‘

„Im Eßzimmer an der Frühstückstafel trafen wir

meinen Lehrer, er hatte seinen Wagen verpaßt, glücklicherweise aber eine andre Fahrgelegenheit gefunden und war nun doch noch herausgekommen. Zusammengerollt auf einem Stuhl sah ich meine Klassenzeichnungen, armselige Wische, — was kümmerten mich in diesem Augenblick Perspektive und Gipsabgüsse. ‚Sieh mal, Papa,' riefst du enthusiasmiert, ‚das hat der junge Christensen gemacht.'

„Dein Vater nahm das Skizzenbuch aus deinen Händen und trat damit dichter ans Fenster. ‚Ihr Herr Lehrer hat mir nicht zu viel versprochen, es scheint Ihnen an Talent nicht zu fehlen, das ist sehr nett und ähnlich gezeichnet. Wenn Sie versprechen, brav und fleißig zu sein, so will ich sehen, ob ich etwas für Sie tun kann.'

„Ich hatte mich so vor dem Frühstück gescheut, Charlotte, aus Furcht, allerlei Verstöße zu begehen, nun ward es mir plötzlich zum Freudenmahl. — Die nächsten Tage vergingen mir wie im Traum; sobald ich die Augen schloß, sah ich deine schlanke, zierliche Gestalt vor mir, Charlotte, dein feines, vornehmes Gesicht. Du schienst mir eine Prinzessin, und ich war ein Handwerksbursch, — wer hätte damals geahnt, daß du noch einmal meine Frau werden solltest? Auch später, wenn ich erst von der Schule und dann von der Akademie her einige Wochen in eurem Hause sein durfte, hätte ich nie gewagt, die Hand nach dir auszustrecken. Aber ein paar Jahre weiter warst du eines schönen Tages meine Braut, ganz plötzlich, ohne daß ich vorher je an ein solches Verhältnis gedacht hätte."

Charlotte Christensen erwiderte nichts darauf, sie balancierte eine Gabel zwischen den Fingern und hielt die Augen auf das weiße Tischtuch geheftet.

„Wir haben zu früh geheiratet, Charlotte, das war der ganze Fehler, ich wenigstens war noch nicht reif für die Ehe. Warum soll ich es leugnen, das geregelte Leben unsres Haushaltes schien mir zuweilen eine Fessel, ein Hindernis meiner künstlerischen Entwicklung. Ich mußte etwas leisten, der Welt zeigen, daß ich etwas konnte. Es quälte

mich förmlich die Schönheit um mich her, alle die Entwürfe, die mir in den Fingern zuckten, nicht zur Gestaltung bringen zu können. Wie ein Fieber hatte es mich gepackt, mich durfte nichts hemmen, mein Leben gehörte der Arbeit."

„Und jetzt?" fragte sie langsam, ihres Spieles müde, die Gabel neben den Teller legend.

„Jetzt soll es dir gehören, Charlotte! Mein Name hat einen guten Klang, ich habe erreicht, was ich wollte."

Gabriel beugte sich vor, sie sah forschend in sein hübsches, bärtiges Antlitz, und ihr blieb kein Zweifel, es war ihm ernst mit seinen Worten.

„Alles vergeben und vergessen, Charlotte?"

„Gewiß, Gabriel."

„Nicht so, nein, du verbirgst mir was. Worüber sinnst du nur?"

Charlotte errötete und suchte sich seinem Blick zu entziehen. Sie war doch ein unvernünftiges Wesen; statt sich zu freuen über das, was er ihr gab, saß sie und grübelte, wie damals die Amazone ausgesehen haben mochte. Was ging das Vergangene sie an?

* * *

„Wenn es dem Herrn recht ist, will ich jetzt das Zimmer zeigen."

„Gewiß, Owena."

Sie nahm vom Flurtisch einen silbernen Armleuchter und stieg die zum oberen Stockwerk führende Treppe hinauf, Gabriel Christensen folgte. Das hochgehaltene Licht warf das Schattenbild ihrer Gestalt auf die weißgetünchte Wandfläche, verzerrt und sonderbar. ‚Wie schnell diese Friesinnen doch altern,' dachte Gabriel und musterte sie heimlich. Eine gewisse Strenge, die früher ihrem Antlitz einen eigenartigen Reiz verlieh, war unangenehm scharf zum Ausdruck gekommen. Und nun erst die Figur; der Oberkörper

war zu kurz, die Brust flach, und die Hüften traten breit und unschön hervor im Verhältnis zu den Schultern. Sie mochte ja gewiß noch malerisch wirken, wie gerade hier in besonders geeigneter Umgebung, aber schön konnte er sie nicht mehr nennen.

Als sie oben angelangt waren, führte Owena ihn in ein geräumiges, freundliches Zimmer mit hellen Cretonnevorhängen und blendend weiß schimmerndem Bette.

„Hier sollen Sie schlafen, Herr, es wird alles in Ordnung sein; wenn Sie aber doch noch etwas wünschen sollten, so wollen Sie nur die Klingel ziehen, die Leitung führt direkt in die Küche."

„Schön, Owena, sehr nett und bequem."

Darauf öffnete sie noch eine Tür und sagte erklärend: „Und das ist die Wohnstube."

Eine wohlige Wärme umfing ihn, eine trauliche Helle, die von einer auf dem Sofatisch brennenden Lampe ausging. Unter dem Fenster stand ein Schreibsekretär aus dunklem Mahagoniholz, an der gegenüberliegenden Wand ein hohes Bücherregal, vollgestopft mit altertümlichen Bänden.

„Ein behaglicher Raum," lobte Gabriel. „Sie haben wohl schon daran gedacht, daß ich länger bleiben könnte."

Das Mädchen nickte: „Ja, Herr, ich hatte solche Ahnung."

Warum sie jetzt wohl nicht ging? Ihm war es lästig, mit ihr allein zu sein. Er trat an das Büchergestell und zog einen der in bräunliches Leder gebundenen Bände hervor: „Lossius, Gumal und Lina. Eine Geschichte zur Belehrung und zum Vergnügen. — Lossius, Vergißmeinnicht. Ein Buch für Kinder der hohen und höchsten Stände." Das schien ja eine reizende Bibliothek.

Owena hüstelte; als er sich umwandte, stand sie noch wie vorhin, verlegen am Schürzenband knotend. Es half also nichts, er konnte nicht darum kommen. „Sie wünschen, wie es scheint, noch etwas von mir?" fragte er übellaunig.

„Ja, Herr," erwiderte sie, entschlossen die Augen zu ihm erhebend, „ich möchte Ihnen etwas sagen."

Gabriel Christensen schob das Buch wieder zu den übrigen und setzte sich auf einen der Stühle, die rings an der Wand standen. Er lehnte den Kopf zurück und betrachtete resigniert die gelblichen Stuckornamente an der Decke.

„Dann legen Sie nur los, Owena, ich bin ein wenig abgespannt und möchte gern schlafen gehen."

Auf ihrer Stirn entstand eine Falte: „Sie sind mir böse, Herr, daß ich geschrieben habe?"

„Bewahre, Owena," sagte er einlenkend, „nein, ganz im Gegenteil."

„Es steht schlecht mit der Frau," fuhr sie eifriger werdend fort, „schlimmer, Herr, als Sie denken. Und wenn man das so mit ansehen muß, wie sie täglich schwächer und hinfälliger wird, wie sie sich grämt und sich Vorwürfe macht, obgleich sie das wahrhaftig nicht nötig hat, da sinnt man natürlich, ob man in solchem Jammer nicht helfen kann. Nun wußte ich ja lange, daß ihr Sehnen und Trachten nach Ihnen stand, aber sie konnte doch den ersten Schritt nicht tun, deshalb fragte ich den Medizinalrat, ob ich mich ohne der Frau Wissen an Sie wenden dürfe. ‚Owena,' sagte der Medizinalrat, ‚schaffen Sie ihn her, er ist vielleicht eine bessere Arznei als Italien, an das wir beide doch nicht recht glauben.' Sehen Sie, Herr, darum hab' ich geschrieben, und daß Sie gekommen sind, dafür dank' ich Ihnen ewig, das vergess' ich Ihnen mein ganzes Leben lang nicht, denn ich weiß wohl, Sie haben es nicht gern getan."

„Doch, doch, mich trieb wirklich die Sehnsucht, und Sie sind eine gute Person, Owena."

Das Mädchen sah ihn ganz erschrocken an mit ihren scharfen blauen Augen. „Die Frau spricht auch so, sie kennt mich ja nicht besser; aber ich denke mitunter in solchen Augenblicken, es müßte eine Erleichterung sein, wenn sie es wüßte, und ich muß die Zähne aufeinanderpressen, um nicht alles zu sagen."

Die Stuhllehne klappte an die Wand, Gabriel Christensen war mit einem Ruck in die Höhe gesprungen.

„Mein Gott, Owena, so töricht werden Sie doch nicht sein! Die Frau könnte ja wohl den Tod davon haben, jetzt, wo sie krank ist."

Er war ganz aufgeregt, Owena lächelte.

„Seien Sie unbesorgt, es wird nicht geschehen. Ich wünsche dem Herrn jetzt wohl zu schlafen."

Damit verabschiedete sie sich und stieg nicht eben geräuschlos die Treppe hinunter, um sich in das Zimmer ihrer Kranken zu begeben.

* * *

Der lange Aufenthalt in strenger Winterluft und die durch das Wiedersehen hervorgerufene Erregung mußten Charlotte doch geschadet haben; sie fieberte am nächsten Morgen und war gezwungen, das Bett zu hüten. Nach Verlauf einiger Tage erholte sie sich so weit, daß sie sich wieder in den Wohnräumen aufhalten konnte. Nun hätte Gabriel sich verpflichtet gefühlt, beständig in ihrer Nähe zu bleiben, aber davon wollte Charlotte nichts wissen. Fast mit Gewalt trieb sie ihn von sich.

„Ich habe dir ein Leben ohne Zwang versprochen, und das sollst du haben, Gabriel. Gehe spazieren, schieße Hasen, tue alles, wozu du Lust hast; wenn du aber Mittags und Abends ein Stündchen mit mir verplaudern willst, so bin ich dir dankbar."

In dieser Weise nach ihrem Gefallen zu leben, ward ihm nicht schwer, das andre wäre ihm eine Last gewesen. Eigentlich Schmerzen litt Charlotte nicht, sie hüstelte zwar immer ein wenig, und das Herz quälte sie mitunter, aber das ließ sich ertragen. Die Sehnsucht, die sonst in ihr wühlte und nagte, hatte einer süßen Ermattung Platz gemacht, sie brauchte nur zu rufen, dann kam er. Wie die Stäbe eines Fächers, der langsam geschlossen wird, so glitten

die Tage an ihr vorüber. Es war ein so schöner Fächer, von lichter Farbe und rosa verbrämt. Mitunter las Gabriel ihr vor, die Zeitung oder ein Kapitel aus einem Buche. Häufig genug gab sie gar nicht acht auf das Thema, sie horchte nur auf seine tiefe, klangvolle Stimme und wußte nicht einmal, wovon die Rede war. Zuweilen sprachen sie auch von der Zukunft. Charlotte hatte die Hoffnung auf Genesung immer noch nicht aufgegeben. „Wenn erst der Winter vorbei ist," sagte sie ganz zuversichtlich, „dann ist mir nicht mehr bange. Den Frühling möchte ich ja doch gar zu gern in deiner Begleitung in Italien verleben, Gabriel, hier ist er kalt und rauh, hier friert mich im Zimmer." Lächelnd bestärkte er sie in ihren Hoffnungen, er war mitleidig von Natur, und der verblichene Glanz der Umgebung stimmte ihn noch besonders weich und dankbar. Nur einmal sprachen sie von der Vergangenheit. „Jetzt mache ich mir Vorwürfe," äußerte sie, „daß ich dir zu weit entgegengekommen bin, Gabriel. Ja, ja, leugne es nicht, dein ernstes, sympathisches Wesen, deine kraftvolle Männlichkeit und dein Talent, das ich von vornherein erkannte und bewunderte, das alles hatte es mir armem Ding angetan. Ich zeigte meine Freude, wenn du kamst, und verbarg mein Bedauern nicht, wenn du wieder fortreistest, das hätte ich, da Vater dir den Weg zum Erfolg ebnete, gar nicht tun dürfen. Schließlich ist doch jeder seines Glückes Schmied, und es ist wohl schwer, daß die Dankbarkeit eines Menschen standhält, wenn ihm später die Leidenschaft in den Weg treten sollte."

Er strich sich verlegen den Bart und wußte nicht recht, was darauf zu erwidern war.

Einst als Gabriel von einem weiten Spaziergang nach Kolk durchfroren und ermüdet heimkam, fand er Charlotte an ihrem Schreibtisch. Sie hatte eben die Adresse auf ein Kuvert geschrieben und putzte jetzt mit dem Löschblatt ein Lineal aus geätztem Kristallglas, das ihr Gabriel einmal zur Zeit ihres Verlöbnisses geschenkt hatte.

„Sieh da," sagte er mit jener vergnüglichen Verwunderung, die man wohl beim Anblick lange nicht gesehener Gegenstände empfindet, „das Ding hast du auch noch? Bei dir hält Glas aber lange!"

„Das Glück auch, Gabriel." Sie faßte ihn lächelnd am Rockknopf und zog ihn mit sich nach der vorm Ofen stehenden Chaiselongue.

„Was willst du von mir, Charlotte?"

„Du hast heute einen Brief bekommen, Gabriel."

Er tat erstaunt über diese fragend hingeworfene Behauptung. „Weshalb sollte ich nicht? Die Welt hat mich noch nicht ganz vergessen."

„Ich weiß, aber heute war es ein besonderes Schreiben, ein lang zusammengefaltetes Papier, durch ein Siegel geschlossen. Und mir sagt eine Ahnung, daß der Brief aus der Residenz von der Stadtverwaltung gewesen ist."

„Also beschäftigst du dich auch schon mit Ahnungen!" rief Gabriel scherzend, „natürlich hast du das von Owena gelernt."

„Du sollst die Wahrheit erfahren, ich spreche nach, was sie mir souffliert hat."

„Wirklich? — und ich beginne zu begreifen, weshalb Owenas Prophezeiungen zuweilen in Erfüllung gehen. Ihre Weissagungen sind auf einer soliden Basis aufgebaut, heute hat sie zum Beispiel den Stempel auf dem Siegel gelesen."

„Ach, Gabriel, du bist doch ein nüchterner Skeptiker, der nicht eher ruht, bis er jede rätselhafte Begebenheit auf natürliche Weise erklärt hat. Aber ich weiß mehr, ich werde dir Wort für Wort wiederholen, was in dem Briefe gestanden hat."

„Das wäre!"

„Du sollst mich nicht unterbrechen, sondern zuhören: ‚Hochgeehrter Herr. An dem und dem Datum findet endgültig die Weihung des Waisenhauses und gleichzeitig die Enthüllung Ihrer Charitasgruppe statt. Sie werden hiermit aufgefordert, sich am genannten Tage rechtzeitig am

angegebenen Orte einzustellen. Eine Absage Ihrerseits, und hätten Sie die triftigste Entschuldigung, wird nicht angenommen, da man von höchster Seite auf Ihre Gegenwart rechnet und Ihr Fehlen empfindlich bemerken würde. Hochachtungsvoll —' oder schreibt man nicht so?"

Gabriel Christensen lachte. „Nun, so etwas wie clairvoyant scheinst du mir immerhin zu sein, ähnlich wenigstens hat der Brief gelautet. Aber ich geh' nicht, Charlotte, unter keinen Umständen. Du bist leidend, ich sorge mich um dich, und ich will dich nicht verlassen. Die in der Stadt mögen sich ohne mich behelfen, und auch an höchster Stelle wird man nicht ohne Einsicht sein, das kannst du dir wohl denken."

„Nein, Gabriel, damit kommst du mir nicht durch, du sollst den wohlverdienten Ruhm genießen und auf die öffentliche Auszeichnung nicht verzichten müssen, davon kann gar nicht die Rede sein. So überaus gern ich mich sonst deiner Gesellschaft freue, in jener Zeit wäre sie mir ein beständiger Vorwurf. Ich will, daß du hinfährst, Gabriel, hörst du wohl? Gib mir die Hand darauf, versprich es!"

Natürlich versprach er nichts, und selbstverständlich reiste er doch; läßt man sich doch so leicht überreden zu dem, was man wünscht.

* * *

Es war ein weicher, regnerischer Morgen, als Gabriel wieder in der Hauptstadt anlangte. Trotz der durchreisten Nacht fühlte er sich weder müde noch abgespannt, seiner kräftigen Gesundheit waren schon einige Strapazen zuzumuten, auch hatte er ganz leidlich geschlafen. Da er das Bedürfnis hatte, seine Glieder zu regen, überließ er das Gepäck einem Dienstmann und beschloß nach Hause zu gehen. War das hier ein Leben und Treiben auf den Straßen. Dieses Rädergerassel, dieses Geklingel der Elektrischen, diese Lastwagen und Equipagen, dazwischen Omnibusse, Fahrräder, Karren und in imposanter Ruhe ein Schutz-

mann zu Pferde. Auf den Trottoirs drängten sich die Menschen, Männer und Frauen, die ins Geschäft gingen, von der Arbeit kamen, arm und reich, Handelsleute und Müßiggänger. Gabriel ergötzte diese Regsamkeit, dieses Hasten und Lärmen, das ihm durch jahrelange Gewohnheit heimatlich und vertraut war, — es war doch besser so mitten im Leben. An einer der Straßenecken fesselte ihn eine Anschlagsäule, bunt durcheinander mit verschiedenfarbigen Zetteln beklebt. Das Plakat einer Brauerei war interessant: ein derber Bierkutscher in der bekannten weißen Kleidung, daneben ein Pferdekopf, braun mit einer Blesse. Kräftig und kühn gezeichnet und ohne alle Süßlichkeit; Gabriel suchte nach der Chiffre des Malers. Ein Unbekannter, ein Name, den er noch nicht gehört, den er niemals gelesen hatte. Ja, das drängte und stürmte und wollte vorwärts, man durfte nicht schlafen, wenn man oben bleiben wollte. Im Alkazar tanzte die Otéro, bei Lippmann war eine Ausstellung Degasscher Bilder und im „Métropol" der dritte Faschingsball. Das war ja nun nichts für ihn, aber zu Degas mußte er, auf alle Fälle, morgen schon. So schlenderte Gabriel durch die Straßen, das Großstadtleben durstig mit Augen und Ohren in sich aufnehmend. Als er dann, zufällig fast, auf die Uhr sah, erschrak er: so spät schon, nun mußte er sich aber beeilen.

In seiner Wohnung grüßten ihn die bekannten Möbel, die vielen Bilder und Kunstgegenstände, die er allmählich in den letzten Jahren zusammengekauft hatte. Eine stumme Gesellschaft, niemals lästig, die unverändert stets dasselbe angenehme Antlitz zeigt. Auf dem Tische lagen Briefe, erst gestern angekommen und deshalb nicht mehr nachgeschickt; das mußte noch warten, er hatte nun keine Zeit zum Lesen. Vorerst ein Bad und dann schleunigst ans Umziehen. Eine halbe Stunde später musterte er dann in full dress vor dem Spiegel seine Erscheinung. Es hieß, der König habe ein Faible für stattliche Menschen — warum nicht? — und Gabriel freute sich über seine Kraft und seines Körpers Wohlgestalt.

In der mit Lorbeerbäumen und frischem Grün geschmückten Halle war die Charitas aufgestellt, auf einem Sockel von rötlichem Stein. Die Allbarmherzige hatte das Haupt gesenkt, ihr Kinn ruhte an dem runden, kahlen Köpfchen eines Säuglings, den sie an ihre Brust genommen. Andre Kinder, große und kleine, Kinder der Armut und des Elends, schmiegten sich an sie, zerrten an ihren Kleidern, und allen, allen wollte sie jetzt Mutter sein.

Auch Gabriel sah die Gruppe zum ersten Male an der Stelle, an der sie nun bleiben sollte, und er fand, daß sein Werk gut war. Zwei Herren, ein älterer mit vielen Orden, und ein jüngerer, der Architekt, der das Haus erbaut hatte, waren dicht vor das Bildwerk getreten. Sie gestikulierten lebhaft mit den Händen und machten einander aufmerksam auf die Proportion eines Gliedes, auf das Spiel der Muskeln, das klar unter der Haut zu Tage trat. Als der ältere der Männer Gabriel bemerkte, stieg er die Stufen herunter und kam zu ihm.

„Morgen, Christensen, da sind Sie ja! Gratuliere, die Charitas hier haben Sie brav gemacht; solch komplizierte Gruppe so einheitlich durchzuführen, das ist keine Kleinigkeit. Übrigens habe ich gestern Ihre Amazone gesehen und, Donnerwetter nochmal, ich war ganz perplex. Sie sind ja sonst nach meinem persönlichen Geschmack häufig genug ein bißchen ruhig und ein wenig zu — zu schön, aber die Amazone, à la bonheur, da ist alles verhaltene Leidenschaft, der Krater vor dem Ausbruch. Jede Faser, jede Muskel ist Leben und Bewegung, in der nächsten Sekunde wird sie auf ihn zustürmen. Und dann die Hände, denken Sie bloß die Hand, die die Axt hält, und das Pferd, wie das so steht, wie es horcht, wie es aufpaßt, wie das so flackert unter den Nüstern. Da haben Sie sich wirklich mal selbst übertroffen, so etwas gelingt aber auch nur einmal im Leben. Warum haben Sie das Ding bloß nicht ausgestellt? Die große Goldene wäre Ihnen doch sicher gewesen."

Gabriel hat gar nicht recht zugehört. „Ja so, die Amazone,“ erwidert er zerstreut, „die ist in Amerika.“

Der alte Herr lacht. „Nein, mein lieber Christensen, sie ist hier, im Oberlichtsaal, unmittelbar hinter der Degas-Ausstellung. Drüben in Amerika hat's Krach gegeben, und Lippmann hat sie gekauft. Wie es heißt, soll er sie dem Museum angeboten haben, — präsentieren Sie sich nur Seiner Majestät gut. Na, Gott, schließlich kann's Ihnen gleich sein, Sie haben jetzt doch nichts mehr davon als die Ehre.“

Vor den geöffneten Portaltüren des Hauses sah man die Menschen hin und her eilen, unter den Wartenden in der Halle entstand eine Bewegung, das Gemurmel verstummte, Stille trat ein, man drängte zur Seite.

„Da war schon ein Vorreiter. Schnell, Christensen, kommen Sie, — der König.“

* * *

Erst spät am Nachmittag kehrte Gabriel in seine Wohnung zurück. Es war schon finster, ganz dämmerig in den Zimmern und still, nur die Uhr tickte hell und silbern wie eine zirpende Grille im Sommer. Gabriel Christensen achtete nicht darauf, er entzündete eine elektrische Lampe auf dem Schreibtisch, stand, die geballten Hände auf den roten Fries gestemmt, und träumte. Seine Wangen glühten, seine Lippen lächelten, die Augen hielt er halb geschlossen. Nur zuweilen machte er eine Bewegung, und dann schoß es wie ein Strahl, wie ein blitzender Funke unter den Lidern hervor; er durchlebte noch einmal die Ereignisse des Morgens.

Der König hatte ihm auf die Schulter geklopft. „Ausgezeichnet, das ist ein Meisterwerk, lieber Christensen, Professor Christensen wollte ich sagen. Diese göttliche Milde und Barmherzigkeit und die reizenden Kinder, — ach Gott, das kleine da links. Solche Harmonie der Form, solch Friede im Ausdruck, gewiß so und nicht anders sieht eine Charitas

aus. Unsereins empfindet so etwas auch, man komponiert wohl auch einmal im Geiste, aber sowie man das Modellierholz oder den Pinsel in die Hand nimmt, wird man seine schreckliche Ohnmacht gewahr, — ja, das ist so eine Gabe. Ihre Werke sind mir besonders angenehm, Ihr Geschmack berührt mich so sympathisch; wenn Ihnen doch auch der Auftrag für den Brunnen gegeben werden könnte! Ich habe nun allerdings nicht allein darüber zu bestimmen, aber ich denke, es wird sich machen lassen. Jedenfalls sollen Sie in den nächsten Tagen von mir hören; Sie bleiben doch noch hier, Herr Professor? Es wäre mir lieb, wenn Sie blieben."

Gabriel Christensen fuhr sich mit der Hand durch den Bart. „Es wäre mir lieb, wenn Sie blieben," oder hatte der König gesagt: „direkt lieb", das wußte er nun nicht mal mehr.

Es tat ihm so leid um Charlotte, aber sogleich zurück konnte er doch jetzt nicht, das ließ sich nun nicht ändern. Gabriel setzte sich, griff mechanisch nach den eingelaufenen Briefen, öffnete sie und begann zu lesen. Das heißt, er las gar nicht, er betrachtete nur die Unterschriften, die schwarzen Buchstaben auf dem weißen Papier. Lauter Bagatellen, lauter langweiliges Zeug, und er schob den ganzen Kram beiseite, er mußte Platz haben.

Ja, was wollte er nun eigentlich, wie fing er es am besten an, wie drückte man sich aus? Gabriel nahm aus dem untern Tischfach einen Briefbogen und griff nach dem Halter. Einen Augenblick sann er nach, dann war auch schon der Anfang gemacht. „Meine liebe Charlotte," — ganz klar und deutlich, in großen, charakteristischen Schriftzügen stand es auf dem Bogen. Nun das erste Zögern überwunden war, ging es auch schnell genug weiter, er brauchte gar nicht mehr nachzudenken, und er schrieb einen langen, zärtlichen Brief an Charlotte. Zuerst gab er eine lebhafte Schilderung der Einweihungsfeierlichkeit, erzählte ihr Wort für Wort, was Seine Majestät geäußert, wie

er ihm auf die Schulter geklopft, und das mit dem Professor. Und erst am Ende, ganz zum Schluß, da kam es. „Es wäre mir direkt lieb, wenn Sie während der nächsten Tage noch blieben.“ Dagegen ließ sich ja nun nichts machen, die Kunst geht ebensowohl nach Brot als nach Ruhm, und überhaupt, wenn der König es wünschte.

Gabriel überlas noch einmal, was er geschrieben hatte, dann schob er den Brief in das Kuvert und verschloß es. Er kannte Charlotte, sie war im Grunde vernünftig, und sie mußte ja doch auch einsehen, daß er nun nicht kommen konnte.

* * *

Ihre Augen schienen noch glänzender als früher und die Pupillen dunkler und größer; ob das Fieber wieder an ihr zehrte, ob sie zuweilen heimlich weinte, Owena wußte es nicht.

„Der König hat ihn persönlich gebeten, zu bleiben, da kann er natürlich nicht fort.“ Charlotte war ganz heiter, als sie es erzählte, sie lachte sogar ein wenig. „Und er ist auch wirklich Professor geworden, er sagte zwar immer, er mache sich nichts daraus, aber das behaupten sie alle; wenn sie den Titel erhalten, so freuen sie sich doch.“

Es war schon nach elf Uhr, beinahe Mittag, und die Frau hatte noch immer nichts von sich hören lassen. Owena war das weiter nicht unlieb, sie hatte Sonnabends besonders viel zu tun, so daß sie sich freute, wenn sie ungestört bei der Arbeit bleiben konnte. Zudem war es ihr ein Vergnügen, mit Bürste und Scheuertuch zu hantieren, während Stina Drews höheren Idealen nachhing und es bei weitem vorzog, zu flirten oder wenigstens beschaulich bei einer Näharbeit in ihrer Kammer zu sitzen. Die beiden Mädchen hatten eben die Kupfersachen zu putzen begonnen und die vielen, vielen Messingteile in der Küche, als plötzlich ein schriller Ton durch das Haus klang. Die Glocke oben unter der Decke regte sich nicht, sie hing still und ruhig

und zitterte nicht einmal, dann mußte es also die Haustür gewesen sein. Owena guckte in den Flur, und da stand denn der Postbote in seiner abgenutzten Uniform, mit schmutzbespritzten Stiefeln auf ihren sauber gebohnten Fliesen. „Haben Sie etwas?“ fragte Owena, die Augen bekümmert auf die Fußspuren gerichtet.

„Mal sehen,“ er schob sich die Tasche vor den Leib und nahm die breite, lackierte Klappe unter das Kinn.

„Weiter nichts, nur Drucksachen?“

„Nein, Briefe sind heut nicht dabei.“

Owena wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder ob sie es bedauern sollte. Briefe konnten interessante, erheiternde Neuigkeiten enthalten, sie konnten aber auch für lange Zeit die Stimmung verderben. Es war schon besser so, lieber keine als schlechte Nachrichten. Die eingelaufenen Poststücke, Journale und Zeitungen, die an jedem Sonnabend kamen, unter dem Arm, ging sie wieder den Korridor hinab. Vor der Schlafstubentür blieb sie stehen, die Uhr ging auf Zwölf, es war wirklich Zeit, daß die Frau nun erwachte. Sie wollte doch mal klopfen. Drinnen ward es lebendig, man vernahm ein Hüsteln, und gleich darauf rief eine Stimme: „Owena.“ Nicht viel lauter als im Gesprächston, aber das Mädchen verstand es. Sie öffnete die Tür und trat in das Schlafzimmer. Eine Art Dämmerlicht herrschte hier drinnen, vor dem einen Fenster war das Rouleau niedergelassen, durch das andre blickte grau, fast selbst noch verschlafen, der Tag. Charlotte Christensen lag noch im Bette unter einer zartfarbenen seidenen Steppdecke. Ihre Augen glänzten merkwürdig, sonst sah sie eigentlich ganz wohl aus; das war immer so Morgens, wenn der Schlaf sie erquickt hatte.

„Wie geht es, Frau Christensen, haben wir eine gute Nacht gehabt?“

„Ich danke, ja, bis vorhin hab' ich geschlafen. Ich bin erst aufgewacht, als es klingelte, dann hörte ich jemand ins Haus kommen.“

„Es ist der Postbote gewesen, er hat mir den ganzen Flur naß gemacht mit seinen schmutzigen Stiefeln.“

„Hatte er Briefe?“

„Nein, Frau Christensen, nur die Zeitschriften; es steht heut der Schluß des Romans drin, den Sie lesen.“

Charlotte seufzte. „So gib mir die Journale, ich werde mir noch die Bilder ansehen, dann will ich aufstehen. In einer Viertelstunde kannst du wieder kommen, mir das Haar zu machen, Owena, ich werde allein so gar nicht damit fertig.“

Es war immer dasselbe; sobald die Frau wach war, war an Hausarbeit nicht mehr zu denken.

„Sputen Sie sich doch nur,“ rief Owena Stina Drews zu, die in der Küche immer noch putzte und putzte und kein Ende fand. „Ich muß nun das Frühstück in Ordnung bringen und der Frau beim Anziehen helfen.“ Sie flog aus der Küche in die Speisekammer und wieder zurück in die Küche, und wenn sie ein bißchen laut und herrisch war, so verstand sie auch dafür ihre Sache. Das widerspenstigste Feuer brannte, sobald sie nur die Kohlen schürte, und der Teekessel kochte schon in einem Zeitraum, während dessen eine andre ihn kaum auf den Herd gesetzt hätte. Als sie darauf erhitzt und außer Atem wieder in die Schlafstube kam, saß Charlotte Christensen, zum Frisieren bereit, auf einem niedrigen Holzschemel, und das aufgelöste Haar umgab sie wie ein wallender goldener Mantel. Das Mädchen holte den Toilettekasten herbei und begann die langen, weichen Haare zu kämmen und zu strähnen.

„Sind Sie auch ungeduldig geworden, Frau Christensen? Ich wurde aufgehalten.“

Charlotte schien die Frage gar nicht zu hören, als ob sie mißgestimmt sei oder nur nicht sprechen mochte.

„Owena,“ sagte sie endlich nach einer Weile tiefen Schweigens, „mir ist, als ob ich etwas erlebt hätte während der paar Minuten, in denen du fort warst, und das hab' ich auch eigentlich. Ich sah die Journale durch, sie sind

sehr interessant, es ist viel über die Weihungsfeierlichkeiten darin und ein Bildnis der Charitas. Aber das ist es nicht, etwas andres hat so tief auf mich gewirkt, daß ich noch ganz davon benommen bin. Denke dir nur, ich habe die Amazone gesehen!"

Owenas geschickte Hände, die eben das reiche Haar zu schweren Zöpfen flochten, hielten so plötzlich inne, daß Charlotte unwillkürlich einen Schrei ausstieß.

„Mein Gott, Owena, reiße mich doch nicht so, du tust mir ja weh."

„Verzeihen Sie, Frau Christensen, ich habe mich erschrocken. Sie fingen so bedeutungsvoll an, daß ich glaubte, Ihnen wäre etwas Böses zugestoßen."

„Etwas Böses, nein, aber etwas Merkwürdiges, auch für dich, Owena. Betrachte dir das Bild nur, du wirst erstaunt sein."

Rechts an der Wand stand ein länglicher Tisch, vor dessen Schublade sich ein Löwenkopf aus Messing befand; auf der Platte dieses Tisches lagen die Hefte. Owena bemerkte in einem der Journale das Porträt des Herrn, sprechend ähnlich, genau, wie er vor einer Reihe von Tagen vor ihr gestanden hatte.

„Blättere um, auf der andern Seite."

Das Mädchen tat, wie ihr die Frau geheißen, und ihre Augen erblickten ein Weib, schön und fromm, vielleicht die Muttergottes, mit dem Jesuskind auf den Armen. „Charitas, die mütterliche Liebe." Dicht darunter, in der Ecke, befand sich verwischt und undeutlich noch ein viel kleineres Bild. Eine Reiterin, eine Axt in der Hand, saß, nur wenig bekleidet, wie ein Mann zu Pferde. Owena schauderte, ihr kam das schamlos vor.

„Nun, hast du es gefunden? Bist du nicht erstaunt, fällt dir nicht etwas auf?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Bemerkst du nicht eine Ähnlichkeit?"

„Nicht, daß ich wüßte, Frau Christensen."

Sie hatte sich tief über das Heft gebeugt, und ihre Finger umklammerten den Metallreif, der dem Löwen im Maule baumelte.

„Das begreife ich nicht. Ich sah es auf den ersten Blick. Die Amazone sieht dir ähnlich, Owena, ganz gewiß. Das Bild ist ja nur klein, und überdies ist es verwischt und verschwommen, aber wir wollen uns eine große Photographie aus der Stadt kommen lassen, da wird es mehr hervortreten. Zuerst war ich ja auch ganz starr; aber je mehr ich darüber nachdenke, um so erklärlicher wird es mir. Du warst doch in jener Zeit bei uns, der Herr sah dich täglich, und ein passenderes Modell hätte er ja gar nicht finden können. Du eignetest dich ganz vorzüglich dafür, du hattest etwas Herbes, Sprödes an dir und warst auch hübsch damals, — gerade so kann wohl eine Amazone ausgesehen haben. Ist es nicht wirklich seltsam? Gabriel mochte dich nicht recht leiden und hat doch, ohne seinen Willen vielleicht, der Statue deine Züge gegeben. Die Mehrzahl versteht ja allerdings nur das nachzuformen, was sie vor sich hat, genau, sklavisch, wie man eine Vorlage abzeichnet; aber bei Künstlern ist das zuweilen anders. Ich habe einmal von einem Maler gelesen, der in Abwesenheit seiner Geliebten ihr Bild malte, rein aus dem Gedächtnis, aber Zug für Zug ähnlich. Nein, Owena, es ist keine Fabel, es soll wirklich passiert sein. Und so ist es auch Gabriel in gewisser Beziehung ergangen: eine andre stand vor ihm, er idealisierte sie, und ohne daß er es wollte, erhielt sie deine Züge. Merkwürdig genug! Über das Urbild dieser Amazone hab' ich nun gegrübelt und gesonnen, hab' mir eine Sirene vorgestellt, eine jener Verderbten von berückender Schönheit, und nun gleicht sie meiner treuen Owena, die bei mir ist, die ich täglich um mich habe. Seitdem ich das weiß, hat die Amazone allen Schrecken für mich verloren, ordentlich lieb ist sie mir geworden. Hast du die Ähnlichkeit immer noch nicht herausgefunden? Nein? Nun, dann gib's auf, da ist dir nicht zu helfen. Aber

wenn der Medizinalrat heute kommt, dem will ich das Bild zeigen, der wird es bestätigen."

Das Mädchen ließ den Metallring fahren, daß er klirrend gegen den Tisch flog. Alles Blut war ihr ins Gesicht gestiegen, sie war heiß und erregt, als sie sich umdrehte. „Nein, Frau Christensen," sagte sie heftig, „das dürfen Sie mir nicht antun."

„Warum nicht, Owena, was soll denn dabei sein? Ach so . . . Ja, schließlich, wenn man es selbst wäre, und einerseits bist du es ja, aber im Grunde bist du es doch auch wieder nicht. Ich finde das übertrieben, Owena."

* * *

Der Medizinalrat war nicht nur ein zuverlässiger Arzt, sondern auch ein umgänglicher alter Herr, der Charlotte zu zerstreuen und auf andre Gedanken zu bringen wußte, daher freute sie sich immer, wenn er kam.

„Wissen Sie schon, meine verehrte Frau Professor," sagte er, nachdem er ihr den Puls gefühlt und Schonung und Vorsicht empfohlen hatte, „daß man Sie in Kolk ad acta gelegt hat? Kein Mensch interessiert sich mehr für Sie, alle fragen sie nur nach Ihrem Herrn Gemahl. Der war bis dahin, unter uns, ein wenig der Mann seiner Frau, jetzt aber ist die Sache wie durch Zauberei ins richtige Geleise gekommen, jetzt sind Sie die Frau Ihres Gatten. ‚Christensen ist Professor geworden, der König hat ihn wiederholt durch längere Ansprachen ausgezeichnet, er soll enfant gâté bei Hofe sein,' so reden sie durcheinander. Künstler, Bildhauer ist denen in Kolk ein vager Begriff, ein Professor aber gehört unbedingt zur guten Gesellschaft, das wissen sie ganz genau. Nun, ein Reflex von dem Glanze Ihres berühmten Gemahls wird natürlich auch auf Sie fallen, gnädige Frau, ich wette, Sie werden sich in diesem Sommer vor Besuchern aus Kolk nicht retten können."

„Sie sollen mir alle willkommen sein."

„Reden Sie nicht so," rief der Medizinalrat entsetzt, „Sie wissen nicht, was Sie sagen, meine liebe Frau Professor. Städter sind wie die Heuschrecken, ein endloser Raupenzug; wohin die aus Kolk gelangen, da bleibt keine Blume ungerupft, keine Pflaume ungegessen."

Charlotte Christensen lachte. „Soll ich Ihnen Portwein oder eine Tasse Tee geben, Herr Medizinalrat?"

„Beides, gnädige Frau, man darf nie etwas ausschlagen, was einem geboten wird."

Sie goß von dem bereitgestellten Wein in ein Glas und entzündete die Spiritusflamme unter dem kupfernen Kesselchen. Der Medizinalrat verfolgte jede ihrer Bewegungen. Alles Müde war von ihr gewichen, sie schien heiter und lebenslustig; es war, als ob sie seit dem Morgen eine neue innere Kraft beseelte. Jahre ihres Lebens hatte sie sich verbittert durch heimliche Eifersucht auf ein Weib, das ihr seine Liebe geraubt haben sollte, und jetzt erfuhr sie, daß ihr Argwohn falsch, daß es doch nur die Kunst war, die Lust an der Arbeit, die Sucht nach Ruhm und Erfolg, die zwischen ihnen gestanden hatte.

„Wie wohl Sie heute aussehen, meine liebe Frau Professor, verjüngt und neugeboren! Das macht wohl schon die Hoffnung auf den kommenden Frühling. Wenn Sie so fortfahren, sich zu erholen, dann hätte ich eigentlich gar nichts gegen eine Reise in das gelobte Land der Sonne einzuwenden."

In Charlottens Augen blitzte es auf.

„Herr Medizinalrat," rief sie laut und vergnügt, „ist das Ihr Ernst? Das wäre ja herrlich. Dann reise ich, sobald Gabriel sich freimachen kann. Er ist ja jetzt sehr in Anspruch genommen — ich glaube, er soll einen neuen großen Auftrag erhalten —, aber wenn ich ihn recht sehr bitte, wird er mich begleiten. Er ist ja doch kein Sklave, nicht einmal der des Königs."

Sie war ganz aufgeregt und Feuer und Flamme geworden. Schon früher war Charlotte ein alter Bädeker

in die Hände gefallen, den holte sie jetzt herbei, und dann saßen sie über die Karten gebeugt und überlegten, welche Orte für längeren Aufenthalt geeignet sein möchten.

Das Wasser im kupfernen Kesselchen begann zu kochen, wie ein wütendes kleines Ungetüm zu stöhnen, zu fauchen und graue Dampfwolken von sich zu stoßen. Charlotte Christensen löschte die Flamme und bereitete den Tee.

„Bitte, Herr Medizinalrat, ich denke, er wird so gut sein.“

„Wie sollte er nicht, wenn Sie ihn kredenzen! Und wahrhaftig wieder die wunderbare Tasse. Richtiges vieux saxe, ach, und so kostbares Dekor.“

„Es ist ein altes Familienstück,“ sagte Charlotte, über seinen stets neuen Enthusiasmus lächelnd, „meine Urgroßmutter hat sie von einer Badereise nach Karlsbad mitgebracht. Wenn ich aber sterbe, lieber Medizinalrat, so sollen Sie die Tasse erben, sie wird mein Vermächtnis sein für Sie.“

„Wie mögen Sie solche Scherze treiben,“ tadelte der alte Herr unwillig, „Sie werden mich ja lange überleben. Sind Sie nicht jung, kann eine Krankheit nicht jederzeit durch günstige Einflüsse irgendwelcher Art gehoben werden? In Ihrem Alter hat man gar keinen Grund, die Hoffnung auf Genesung aufzugeben.“

Charlotte war still und nachdenklich geworden. „Nun, ja, Sie sollen recht haben. — Ich möchte etwas Ernsthaftes mit Ihnen bereden, Herr Medizinalrat, können Sie mir wohl noch ein Viertelstündchen schenken?“

„Aber gewiß, gnädige Frau, sehr gerne, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

Sie rückte einen Stuhl herbei und setzte sich dem alten Herrn dicht gegenüber, dann begann sie mit ein wenig gedämpfter Stimme lange und andauernd Auseinandersetzungen zu machen und von alledem zu sprechen, was sie auf dem Herzen trug.

Wieder schüttelte der Medizinalrat mißbilligend den

Kopf. „Aber meine verehrte Frau Christensen, das hat doch noch Zeit, Sie regen sich unnötig auf und schaden so Ihrer Gesundheit.“

„Nein, mein alter Freund, es hat keine Zeit, und ob es früher oder später geschieht, das ist doch gleich, und mir ist es eine Beruhigung. Wenn ich wirklich nach Italien fahren darf, so will ich vorher diese Angelegenheit geordnet wissen.“

„Im Grunde muß ich Ihnen ja beistimmen, und da es Ihr fester Entschluß ist, habe ich nichts mehr dagegen zu reden.“

„Sie wollen mir also helfen? Ich danke Ihnen; vielleicht bringen Sie schon morgen den Justizrat mit.“

* * *

Bald nachdem der Doktor sich verabschiedet hatte, stand Charlotte Christensen am Fenster und beobachtete, wie seine Pferde mühsam den schweren Kutschwagen die durchweichte Allee hinaufschleppten; erst als sie die nach Kolk abbiegende Chaussee erreichten, schlugen sie einen scharfen Trab an und entschwanden schnell ihrem Gesichtskreis. Charlotte ordnete etwas an den Möbeln und rückte hie und da ein Nipp gerade, dann verschränkte sie die Arme über der Brust und begann nach der ihr eigentümlichen Gewohnheit im Zimmer auf und nieder zu wandern. Von ihren Gedanken beherrscht, bemerkte sie nicht einmal, daß Wächter seinen Ofenplatz verließ, um sich ihr anzuschließen. Unmittelbar hinter der Herrin ging der Hund; wo eben ihr Fuß gestanden, dahin setzte er seine Pranke. Als sie dann endlich seiner Folgschaft gewahr wurde, hockte sie neben ihm nieder und umschlang das Tier mit ihren Armen; sie barg ihren Kopf an seinem warmen behaarten Hals und sprach zu ihm wie zu einem Menschen: „Du bist mir treu, auch für dich soll gesorgt werden, Wächter.“

In dieser Stellung überraschte Owena die beiden.

„Wie ein Liebespaar,“ sagte sie mit einem Versuch zu scherzen.

„Ja, wie ein Liebespaar,“ wiederholte Charlotte, einige braune Härchen von ihren Kleidern schlagend, „wir haben miteinander geplaudert, haben Zukunftspläne geschmiedet, — nicht, Wächter?“

Bestürzt haftete ihr Blick dann auf Owena.

„Ist dir nicht wohl? Du siehst blaß aus.“

„Ich bin immer blaß, Frau Christensen.“

„Aber nicht so.“

Das Mädchen stellte die Meißener Tasse auf den Serviertisch, nahm das Glas und machte Miene, sich zu entfernen.

„Gehst du schon fort? Ich glaubte, du wolltest mir Gesellschaft leisten.“

„Ich muß an die Arbeit, Frau Christensen.“

„So eilig wird es nicht sein.“

Owena ahnte, daß es jetzt kommen müsse; sie hatte zuweilen gewünscht, es möge klar werden zwischen ihnen, nun aber der Augenblick da war, fürchtete sie sich und suchte es hinauszuschieben.

„Es ist doch Sonnabend, Frau Christensen,“ erwiderte sie mürrisch, „wir sind noch weit zurück, Stina Drews allein wird es nicht schaffen.“

„Ich will, daß du bleibst,“ sagte Charlotte bestimmt, „ich habe mit dir zu reden.“

Hier gab es keinen Aufschub, sie mußte sich fügen; in ihr Schicksal ergeben stand sie vor dem Serviertisch.

Charlotte Christensen sah sich um, sie hatte das Gefühl, als ob irgend etwas in ihrer Umgebung nicht in Ordnung sei. Das satte tiefe Blau alter Wedgwoodvasen und Gefäße, die sich rings auf Schränken und Tischen befanden, einte sich harmonisch mit dem rotvioletten Ton der Mahagonimöbel, kein Flecken, kein Stäubchen störte diesen Raum des Behagens.

„Wie unglücklich du dastehst, du kannst doch nun ein-

mal nicht ohne Beschäftigung sein. Meinetwegen magst du die Tasse waschen."

An der Seite des Serviertisches hing ein Handtuch, unten auf dem Börtchen hatte eine Spülkumme ihren Platz, die Charlotte zu diesem Zwecke zu benutzen pflegte. Das Mädchen stellte die Schale auf den Tisch und zündete ein Streichholz an; zischend verbreitete sich die Spiritusflamme wie ein bläuliches Pilzchen unter dem Kessel.

„Der Medizinalrat scheint der Ansicht zu sein, daß es besser mit mir steht," sagte Charlotte, „er begann heute selbst von meiner Reise zu sprechen."

„Das freut mich aber, Frau Christensen."

„Ja, und es wäre auch schön, wieder einen blauen Himmel zu sehen und Blumen und Sonnenschein auf Büschen und Gräsern. Wenn Gabriel mich doch begleiten könnte!"

„Aber der Herr hat ja immer als selbstverständlich davon gesprochen."

„Das hat er. Du mußt morgen nach den Koffern sehen, Owena, ob auch alles in Ordnung ist, und ein paar Kleider brauche ich wohl auch. Ich werde gleich Proben verschreiben, oder vielleicht könnte man in einer großen Stadt etwas fertig kaufen, das wäre mal praktisch. Ein Vierteljahr gedenke ich fort zu sein, und das ist eine lange, lange Zeit für mich. Bevor ich eine so weite Reise antrete, will ich alles hier in Ordnung wissen, damit ich nur für den Tag leben kann und mich nicht darum zu sorgen brauche, was hier geschieht, wenn ich etwa nicht wiederkommen sollte."

„Ach, Frau Christensen!"

„Laß mich, Owena, man muß vernünftig sein. Ich habe auch mit dem Medizinalrat darüber gesprochen, er wird zum Notar gehen und bringt ihn wohl schon morgen mit; ich will mein Testament machen."

„Das tut doch gar nicht nötig, Frau Christensen, Sie regen sich nur unnütz auf."

Charlotte lächelte. „Genau dasselbe sagte der Medizinalrat."

„Es ist auch wahr, Sie haben doch keine andern Verwandten als den Herrn, keine Schwestern, keine Brüder."

„Habe ich dich nicht, Owena? Ja, sehe mich nur verstört an! Deinetwegen geschieht es nämlich hauptsächlich."

Das Mädchen stieß mit der Tasse an die Schale, daß es einen häßlichen, schrillen Klang gab.

„Mein Gott, schone die Tasse, die soll der Medizinalrat erben. — Du gehörst zu mir seit meiner Kindheit, du bist mir treu und ergeben gewesen, wie selten ein Mensch dem andern, ich habe dich lieb, Owena. Wenn ich nun stürbe, so stündest du ganz allein auf der Welt, müßtest wieder dienen bei fremden Leuten. Das wäre einerseits nicht so schlimm, denn du arbeitest gern, aber du hast einen schroffen Charakter, Owena, mit vielen Zinken und Zacken. Du tust, was Recht und Pflicht ist, aber du willst auch Herrin sein in deinem Reich und läßt dir nur schwer etwas sagen. Du bist nicht liebenswürdig, gewinnst nicht auf den ersten Blick. So könntest du zu einer Herrschaft kommen, die deinen Wert nicht erkennt, du möchtest dich unglücklich fühlen. Das war mir ein trüber Gedanke, und deshalb hab' ich mich entschlossen, für deine Zukunft zu sorgen. Ich werde dir ein Legat aussetzen, Owena, ein kleines Vermögen, dessen Zinsen dich in den Stand setzen, unabhängig zu leben."

Das Mädchen war totenblaß, und ihr Atem ging keuchend. „Nein, Frau Christensen," sagte sie stoßweise und heiser, „das tue ich nicht, ich will Ihr Geld nicht nehmen."

Charlotte schüttelte halb belustigt, halb ärgerlich den Kopf. „Du bist wirklich eine sonderbare Person, aber du wirst gar nicht gefragt, Owena."

„O doch, wenn ich nicht will, niemand kann mich zwingen!"

Die Porzellansächelchen auf dem Tische hinter ihr klapperten aneinander, so heftig zitterte sie, sie machte den

Eindruck einer Kranken. Einem solchen Ausbruche der Verzweiflung stand Charlotte verständnislos gegenüber, sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte. „Es ist doch gar kein Opfer meinerseits, es ist ein einfaches Geschenk, eine Belohnung für deine Liebe und Treue."

„Liebe und Treue!" wiederholte das Mädchen, „Frau Christensen, Sie wissen ja nicht, was Sie tun. Ich will Ihnen ja dienen, ich will gehorchen aufs Wort, ich will viel mehr leisten, als ich bis jetzt getan habe, aber Ihr Geld kann ich nicht nehmen, das wär' ja gegen alle Gerechtigkeit."

„Ich zahle dir doch in jedem Quartal deinen Lohn, den hast du noch niemals zurückgewiesen."

„Das ist was andres, den hab' ich verdient mit meiner Hände Arbeit."

„Und das Legat hast du nicht verdient?"

„Nein, Frau Christensen."

Es entstand eine Pause, das Wasser im Teekessel kochte und brauste, eifrig zischte und surrte das Flämmchen. Charlotte Christensen hatte sich in einen Stuhl zurückgelehnt und studierte das fortlaufend rot in rot gehaltene Muster des Teppichs. Nach einer Weile erhob sie sich, müde und langsam, schritt auf eine unter dem Fenster stehende Etagere zu und holte die Zeitschriften, dieselben, die am Morgen gekommen waren. Sie legte die Journale auf den Tisch, schlug eins der Hefte auf und blätterte um, bis sie an die Seite kam, auf deren unterer Hälfte die Amazone abgebildet war. Die Statue schien einen falschen, tückischen Ausdruck angenommen zu haben, Charlotte verglich sie prüfend mit Owena, dann fragte sie scharf, mit schneidendem Hochmut: „Du warst also die Amazone?"

Das Mädchen schwieg, sie stand noch immer an den Tisch gelehnt, die Lider gesenkt, die großen, verarbeiteten Hände hingen herab bis auf die Kniee.

„Weshalb antwortest du nicht? Verteidige dich, wenn du es kannst!"

Owena schwieg, sie bewegte die Lippen und preßte sie nur um so fester wieder zusammen, sie schwieg.

Den Kopf im Nacken, stützte Charlotte sich mit der Linken auf die Kante des Tisches, sie richtete sich hoch auf und wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Tür. „Du bist es gewesen," sagte sie herrisch und verächtlich, „hinaus!"

Das Mädchen zuckte zusammen; kreideweiß im Gesicht, mit vorgebeugten Schultern verließ sie das Zimmer, scheu und stumm wie ein Hund, der geschlagen ward.

* * *

Mühsam sich beherrschend, taumelte Owena durch den Flur in die Küche, wo sie halb bewußtlos auf einen Stuhl sank. Nachdem sie aber hastig ein Glas kaltes Wasser getrunken hatte, zwang sie sich, zähe, wie sie war, zur Überlegung. „Die Frau hat mich gescholten, Stina Drews," sagte sie, „weil ich unvorsichtig war mit der Tasse, sie hat mich hinausgeschickt und will jetzt nichts von mir wissen. Gehen Sie hinein und fragen Sie, ob Frau Christensen etwas wünscht, aber vergessen Sie nicht anzuklopfen."

Stina Drews war die Sache unverständlich: Owena in Ungnade, — das ging über ihren Horizont! Ihr war ängstlich zu Sinn, sie hätte lieber nichts zu tun gehabt mit der Frau, aber sie gehorchte seufzend, als wenn ihr eine schwere Arbeit bevorstände. Nach nicht langer Zeit kam sie zurück, stolz, um einen halben Zoll gewachsen.

„Die Frau liegt auf dem Sofa," erzählte sie wichtig, „sie klagt über Kopfschmerzen, und denken Sie nur, Owena, sie will mich nun zur Bedienung haben, dann müssen Sie eben meine Arbeit tun."

* * *

Eigentlich hätte Owena das Haus verlassen müssen, aber sie durfte doch nicht. Die Frau war viel zu krank,

als daß sie sich ernstlich um etwas kümmern **konnte**; was hätte da wohl ohne sie werden sollen?

Langsam und träge schlichen die Tage, einer hinter dem andern, grau und trostlos. Owena arbeitete und schaffte von früh bis spät; vergessen konnte sie ihren Kummer nicht, nur wenn sie es so recht eilig hatte, da ließ er sich bisweilen betäuben. Wäre nur die Glocke unter der Küchendecke nicht gewesen! Anfangs wollte Owena immer fortstürzen, wenn ihr Klang ertönte, und sie mußte sich erst darauf besinnen, daß der schrille Ruf nicht mehr ihr galt. Mitten in der Arbeit fuhr sie zusammen, weil sie glaubte, es habe geklingelt, aber war das nun wirklich der Fall gewesen, oder hatte sie sich getäuscht?

In ihrer Unsicherheit stürmte sie zu Stina.

„Stina Drews, die Glocke. Eilen Sie sich, daß Sie zur Frau kommen."

Aber das Mädchen verlachte sie, höhnisch und frech. „Einbildung, das hätte ich auch hören müssen, Sie haben wohl mal wieder geträumt, Owena."

Am schlimmsten war es während der Nacht; Owena war so müde, und doch fand sie keine Ruhe. Aus schwerem, totenähnlichem Schlaf schreckte sie auf. „Die Glocke, ob es nicht eben geklingelt hatte?" Sie richtete sich auf und horchte, aber alles blieb ruhig, kein Laut, kein Ton störte die Stille der Nacht.

Es litt sie nicht länger, sie verließ das Bett und schlich leise hinaus auf den Flur. An der Schlafstubentür blieb sie stehen und lauschte, nirgends ein Laut. Auf einer Matte lag Wächter, der Hund; Owena zitterte vor Angst, daß er bellen würde. Einmal gab er wirklich einen dumpfen, knurrenden Ton von sich, und die Frau drinnen in der Stube erwachte. Owena hörte sie husten, sie fragen, ob jemand dort sei. Vorsichtig, den Atem anhaltend, kauerte sich das Mädchen in eine Ecke, den Arm um den Leib des Hundes. Wenn die Frau jetzt aufstand, so würde sie sich

erkälten, aber sie konnte nicht antworten, die Frau durfte und durfte sie nicht finden.

Vor dem Medizinalrat scheute Owena sich am meisten, und doch erwartete sie ihn im Flur, wenn er fortging. „Wie steht es mit der Frau?“ fragte sie unsicheren Blickes mit schamhaft geröteten Wangen.

Der alte Herr mochte sie leiden, er war freundlich zu ihr wie früher und ließ es sie nicht merken, daß er um ihre Verbannung wußte.

„Wie soll es denn gehen?“ erwiderte er achselzuckend, „auf und nieder, Owena, auf und nieder.“

Was sie jahrelang vermieden hatte, geschah jetzt, sie ertappte sich zuweilen bei Erinnerungen. Besonders oft kam ein Herbstabend ihr ins Gedächtnis zurück, an dem sie mit ihm zusammen einen Spaziergang gemacht hatte. Unterwegs war es nebelig geworden, sie wurden eingeschlossen von dichten, weißen Wänden, und es war, als ob sie ganz allein wären auf der Welt. Weshalb sie nur zu ihnen in die Stadt gegangen war? Sie wußte ja vorher, daß es so enden mußte. Sie war doch eine erbärmliche Person, sie war ohne Ehre.

* * *

Die Koffer standen sauber ausgebürstet zum Packen bereit, auch die Schlösser befanden sich in bester Ordnung. Owena hatte selbst danach gesehen, gleich damals, als die Frau davon gesprochen hatte. Seitdem aber war von der Reise nie wieder die Rede gewesen. Frau Christensen mochte kränker geworden sein, vielleicht auch hatte der Herr nicht abkommen können. Er schrieb noch in jeder Woche, und ebenso regelmäßig erhielt er Antwort. Owena wußte das, sie sah ihren Brief, wenn der Postbote erwartet wurde, auf dem Flurtisch liegen.

Wie schnell trotz allem die Zeit verging! Heute war nun schon wieder Sonnabend, und Owena scheuerte mit

Seife und Soda die Küchenmöbel. Sie hatte mehr zu tun als je, die ganze Arbeitslast ruhte jetzt auf ihren Schultern, denn die andre behauptete, zu nichts mehr zu kommen, wenn sie die Frau bedienen müsse. „Sie sollten nur wissen, wie die Frau manchmal ist," klagte sie Owena, „es ist kein Vergnügen mit ihr, sie ist launisch und heftig und nie zufrieden. Immerzu klingelt es, und was soll ich? Eine Stecknadel aufheben oder ein Buch, oder sie weiß auch selbst nicht, was sie will. Diese schreckliche Glocke bringt mich noch um, man hat keine ruhige Stunde mehr."

So schalt und murrte Stina Drews, und Owena mußte hinter ihr her laufen, damit sie ihre Pflicht tat und die Frau nicht zu warten brauchte.

Surrend flog die Bürste über die Tischplatte. Auf Owenas Stirn perlte Schweiß, und der Seifenschaum spritzte um sie in großen weißen Flocken. Atem schöpfend hielt sie einen Augenblick inne und richtete den Blick, ohne sich weiter etwas dabei zu denken, nach oben. Da sah sie etwas, woran sie sich später noch oft erinnerte und das sie nie mehr vergessen konnte. Die Glocke oben an der Decke tanzte hin und her in wilden, hastigen Sprüngen und gab doch keinen Ton. Im ersten Augenblick meinte Owena, sie sei taub geworden, aber sie hörte ja das Feuer auf dem Herde knistern, vernahm ihre eigenen Atemzüge, — das also konnte nicht sein. Sie war abergläubisch, ein Schauder lief ihr über den Leib, — was bedeutete das, wie mochte das zugehen? Es war ja Torheit, über so etwas nachzusinnen, die Frau mußte klingeln, niemand anders.

Stina, wo war Stina Drews? Keine Antwort, nur der Schall ihrer eigenen Stimme klang von den Wänden. Das Mädchen suchte eilends das Haus ab, sie rief und rief, aber nirgends eine Spur, — wo blieb Stina Drews, wo konnte sie sein?

Endlich fiel ihr ein, daß die andre sich vielleicht draußen auf dem Hühnerhof befand, wo der Zimmergeselle das Staket

ausbesserte. Aber nur Handwerkszeug, eine Säge und ein Beil lehnten müßig an der Pforte, etwas seitab auf dem Erdboden stand ein Kasten mit Bohrern und Drahtstiften, und weder von Stina Drews noch von dem Zimmermann war etwas zu sehen noch zu hören. Was sollte nur werden, was war da zu machen? Owena rannte zurück ins Haus, und gerade als sie wieder in die Küche trat, begann die Glocke von neuem ihren sprunghaften Tanz, tonlos, als wenn eine Angst ihr die Stimme geraubt hätte. Das Mädchen meinte die Frau ihren Namen rufen zu hören, matt, mit ersterbenden Kräften.

Ohne daß sie sich bewußt war, was sie eigentlich wollte, eilte sie in den Flur und horchte an der Tür. Ein ächzender, wimmernder Laut irrte zu ihr herüber, eine grenzenlose Sehnsucht überkam sie. Und wenn man sie auch vom Hof trieb mit Schimpf und Schande, sie mußte hinein, sie wollte. Entschlossen öffnete sie die Tür, und in schreckhafter Erwartung betrat sie das Zimmer.

Charlotte Christensen war am Ofen vor der Chaiselongue auf die Kniee gesunken, ihr Oberkörper und die lang ausgestreckten Arme lagen auf der Polsterung. Sie stöhnte.

„Mein Gott, Frau Christensen, was ist geschehen, kann ich Ihnen helfen?“

Charlotte hob mühsam den Kopf und blickte sie an mit wilden, schmerzerfüllten Augen.

„Mein Herz! Hilf mir, ich sterbe!“

In der Nähe des Lagers befand sich ein Tischchen mit Arzneien. Owena nahm von dem Beruhigungsmittel, das der Medizinalrat für solche Fälle verschrieben hatte, mischte das Pulver mit Wasser und führte das Glas an die Lippen der Kranken, die mechanisch, gehorsam zu trinken begann.

Allmählich schienen die Schmerzen nachzulassen, Charlotte zog die Arme an den Körper zurück und sank vor der Chaiselongue nieder. Nun saß sie vollends auf dem Teppich, schwach und ermattet, aber der Anfall war überstanden.

Als Owena sie ansah, mußte sie gewaltsam die Tränen zurückdrängen. Wie mager und verfallen die Frau geworden war in den letzten Wochen.

„Fühlen Sie sich freier, ist Ihnen ein wenig besser, Frau Christensen?"

„Es war schrecklich," flüsterte Charlotte mit einem Versuch, sich zu erheben. „Gott sei Dank, daß es vorüber ist."

Owena eilte hinzu, faßte sie unter den Armen und hob sie wie ein Kind auf das Lager.

„Ich hörte Sie stöhnen, und weil Stina Drews nicht zu finden war, bin ich hereingekommen."

Sie wandte sich zum Gehen, aber Charlotte nahm ihre Hand und betrachtete mit eigenen Blicken das große, schon alternde Mädchen. So mochte man wohl die Mutter ansehen, von der man jahrelang getrennt war, oder die Gefilde seiner Heimat.

Sie zog Owena zu sich nieder auf die Chaiselongue, und nun saßen sie nebeneinander, wunschlos, beinahe glücklich wie damals, als sie unter Rosenbüschen spielten, als Charlotte noch das Königskind war und Owena die Kammerfrau.

An der andern Seite des Zimmers war ein großes breites Fenster nach dem Garten hinaus, aber sie saßen so tief, daß die Anlagen ihnen verborgen blieben; nur die blattlosen Kronen der Bäume konnten sie erblicken und ein weites Stück Himmel. Das Wetter war klarer und heiterer geworden gegen Mittag, die Wolken hatten sich verzogen. Sie sahen einen lichten, zartgrauen Streif, der immer glänzender und goldiger wurde, je länger man ihn betrachtete.

„Die Sonne, Owena, die Sonne. Schmilzt der Schnee jetzt, will es schon Frühling werden; ach, öffne das Fenster, Owena."

Was lag daran? Das Mädchen tat, was die Frau wünschte. Durch das Zimmer flutete die kühle, herbe Februarluft, und ein eigentümlicher Hauch haftete ihr an,

ein Duft zerfließenden Schnees, der zu neuer Fruchtbarkeit erwachenden Erde, eine Ahnung, daß draußen in den Büschen der Saft gärte, daß es sich unter den braunen Knospen zu regen begann.

Ein breiter goldiger Sonnenstreif brach durch das Fenster und brannte leuchtende Glutflecke auf den roten Grund des Teppichs.

„Sieh nur, sieh! Lauter einzelne goldene Fäden, wie Telegraphendrähte nach oben. Glaubst du an den Himmel, Owena?“

„Ach, Frau Christensen!“

„Ich bin immer fromm gewesen, ich glaube an Gott.“

Einen Augenblick nur, dann war der Sonnenblitz verschwunden, dichtes Gewölk ballte sich zusammen, und der Himmel war wieder grau und leer.

„Mich friert, es wird kalt, Owena.“

Das Mädchen stand auf und schloß das Fenster.

„Soll der Medizinalrat kommen?“

„Ach, laß ihn! Wozu? Er kann auch nicht helfen. Von unten steigt es auf, höher und höher bis an das Herz, — ich werde daran sterben, Owena.“

Ihr Antlitz ward um einen Schatten bleicher, sie preßte die Zähne knirschend aufeinander und sagte dumpf: „Ich fühle es nahen, Gott sei mein Beistand!“

Darauf legte sie ihren Kopf in des Mädchens Schoß und umklammerte ihren Leib mit den Armen.

„Ganz ruhig, Frau Christensen, ganz ruhig! Es ist ja schmerzhaft, aber der Medizinalrat sagt, gefährlich ist es nicht.“

Nun kam es wieder, das Zucken und Beben, das Aufgelöstsein in Angst und Pein, wie ein drohend rollender Donner vor Ausbruch des Wetters.

Owena legte ihre Hand auf Charlottens Haupt und strich liebevoll über das wunderbare blonde Haar, das sie so oft gekämmt und gepflegt hatte.

„Du bleibst doch hier, Owena?“

„Gewiß, Frau Christensen.“ —

So sehr schlimm schien es diesmal nicht werden zu sollen, die Klagetöne waren bald verstummt. Sie war wieder ruhig geworden und lag so still, als ob sie schlafen wollte. Ganz bewegungslos ruhte sie in Owenas Schoß, nicht einmal ein Atemzug war zu spüren. Endlich begann dem Mädchen die unbequeme Stellung lästig zu werden. Ihre Glieder fingen an zu schmerzen, auch fürchtete sie, die Lage mit dem Gesicht nach unten möchte der Kranken wohl nicht dienlich sein.

„Schlafen Sie, Frau Christensen?“

Charlotte regte sich nicht, und sie antwortete auch nicht.

„Nicht wahr, jetzt ist es vorüber? Ich will Sie doch lieber ins Bett bringen.“

Owena faßte die Frau an den Schultern und suchte sie aufzurichten. Es wunderte sie, daß Charlotte nicht die geringste Hilfe leistete, sie konnte doch wohl nicht ohnmächtig sein. Alles Blut schien aus ihren Wangen gewichen, und der Unterkiefer hing ein wenig herab, so daß zwischen den geöffneten Lippen die weißen, schmalen Zähne zu erblicken waren.

Eine Ahnung von etwas Entsetzlichem beschlich Owena, sie bettete den leblosen Körper, so gut sie konnte, auf die Chaiselongue. Dann rannte sie nach der Tür, ergriff den Klingelzug und riß und riß, aber die Glocke draußen blieb stumm; Stina Drews hatte den Klöppel herausgenommen.

* * *

Es hätte ja wohl nicht sein sollen, aber im Grunde war auch wieder nichts dabei. So sehr krank war Charlotte doch nicht, und schließlich hatte man auch Rücksicht zu nehmen auf sich selbst; beständig trübselig zwischen seinen vier Wänden hocken und jede Zerstreuung wie eine Art Sünde vermeiden, das ist Selbstkasteiung und zwecklos.

Gabriel Christensen war verstimmt. Der König hatte

ihm nur ein einziges Mal eine nichtssagende Mitteilung zugehen lassen, und in der Brunnenfrage selbst war man um keinen Schritt vorwärts gekommen. Zudem hatte heute Gabriels Arbeitskraft versagt, das Entsetzlichste, was er sich denken konnte. So nahm er denn Abends eine goldgeränderte Karte, die schon die ganze Woche auf seinem Schreibtisch lag. Er hatte jeden Tag schon ablehnen wollen, es nur aus Bequemlichkeit unterlassen; nun mußte er anstandshalber schon hingehen. Vielleicht fand er Anregung; die fliegt einem zuweilen zu, man weiß nicht wie, und lange zu bleiben brauchte er nicht, wenn er nicht mochte.

Die Fröhlichkeit hatte schon ihren Höhepunkt erreicht, als Gabriel in den Saal kam; überall ein dichtes Gewimmel, man wollte sich noch einmal satt tanzen vor Schluß der Saison. Gabriel hatte dicht am Eingang Posto gefaßt und sah die Paare nach den Klängen eines Walzers an sich vorübergleiten. Viele hübsche junge Mädchen in bunten, wehenden Gewändern, ein Blumenfeld, durch das der Wind streift. Auch Lucile war erschienen; Gabriel hatte sie gleich bemerkt, aber er wollte nicht zu ihr. Wie gewöhnlich von dem Kranze der Getreuen umgeben, plauderte sie, lachte und gestikulierte mit dem Fächer. Selbst wenn es Gabriels Absicht gewesen wäre, umbrandet von den Wogen der Freude den griesgrämigen Einsiedler zu spielen, so wäre dieses Vorhaben nicht durchführbar gewesen. Von allen Seiten kam man auf ihn zu, beglückwünschte ihn und sagte ihm Schmeicheleien über die Charitas und die wundervolle Amazone.

Später, als er aus dem Herrenzimmer trat, wohin er sich für eine halbe Stunde zurückgezogen hatte, stand Lucile vor ihm, die purpurne Schleppe über dem Arm und schöner als jemals.

„Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, kommt Mohammed zum Berge,“ sagte sie lächelnd. „Sie haben wohl Ihre alten Freunde vergessen, Herr Professor?“

„Die Gläubigen lagen zu Füßen des Propheten, gnädige Frau, ich wollte ihre Andacht nicht stören.“

„Sie taten unrecht, denn es wäre Mohammed lieb gewesen, Sie unter der Gemeinde zu sehen, es sei denn, Sie wären ein Abtrünniger.“

„O!“

„Es heißt, Sie lieben die Frauen nicht.“

„Das können Sie doch nicht glauben.“

„Ich gebrauchte den Plural. Man sagt, Ihre Amazone lebt. Exzellenz Dörp will sie vorigen Sommer in einem kleinen Seebad gesehen haben, wie sie am Strande ging und sann.“

„Das wäre immerhin möglich, obgleich es kaum der Fall gewesen ist; die Amazone steht in den Diensten meiner Frau.“

„Sapristi, Sie sind verheiratet! Das vergißt man zuweilen, Herr Professor.“

Auf Gabriels Lippen trat ein bedeutungsvolles Lächeln, er verneigte sich und schwieg. Die schöne Frau warf ihm einen lodernden Blick zu, dann winkte sie einem der vorüberstreifenden Getreuen und mischte sich in das Gewühl der Tanzenden. Arme Lucile, nicht genug, daß man selbst schlechter Laune ist, man verdirbt sie noch andern.

Gabriel Christensen war das Fest verleidet, er verabschiedete sich gleich darauf von den Gastgebern und verließ das Haus. Einsam schritt er durch die stillen, spärlich erhellten Straßen, selten rollte ein Wagen an ihm vorüber, begegnete ihm ein heimwärts strebender Fußgänger. Da dachte er an Charlotte: sie hatte ihm ihre ganze Liebe gegeben, ihm dazu verholfen, seine heutige glänzende Stellung zu erklimmen, und er hatte vielleicht nicht einmal Zeit für sie in der Stunde, da sie sterben sollte. Sein eigenes Können kam ihm plötzlich klein und nichtig vor; vortrefflich war wohl einzig die Amazone, alle seine übrigen Werke überragten kaum das übliche brave Mittelmaß. Ein innerer Drang trieb ihn zu Charlotte,

er hätte viel darum gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sogleich bei ihr zu sein, aber vielleicht ließ sich der Einuhrzug noch erreichen. Gabriel wechselte in seiner Wohnung die Kleider, packte die nötigsten Toilettegegenstände in eine Handtasche und fuhr nach dem Bahnhof. Natürlich kam er zu spät, fünf armselige Minuten; der nächste Zug ging erst in zwei Stunden ab, hielt an den kleinen Stationen und hatte nicht überall Anschluß. Aber Gabriel wollte jetzt fort, es litt ihn nicht länger in der Stadt, und so begab er sich denn in den Wartesaal. An den staubigen, mit Gepäck belegten Tischen saßen Reisende, mißmutig, übernächtig, nur vereinzelte schienen an dergleichen Unbequemlichkeiten gewöhnt, der heiteren Gesichter waren so wenige.

Wie langsam die Minuten dahinschlichen, Züge kamen und gingen, die wartenden Personen änderten sich, aber das Gesamtbild blieb dasselbe. Endlich fuhr auch Gabriels Zug brausend in die glasbedeckte Halle, und wenige Augenblicke später saß er im Coupé, einen einzigen schnarchenden Gefährten sich gegenüber. Auch Gabriel versuchte zu schlafen, aber wirre, gespenstische Träume ließen ihn keine Ruhe finden, es war schon besser, die Augen zu öffnen. Weiter und weiter raste der Zug durch die finstere, undurchdringliche Nacht, an matt erhellten Stationen vorüber wieder in die Dunkelheit hinein. Trübselig erwachte der Morgen, langsam übergehend in einen grauen, glanzlosen Wintertag. Die dürftige Helle erlosch, es ward wieder Abend, wieder Nacht, und da war auch Gabriel an seinem Endziel angekommen.

Was nun? Ratlos, unzufrieden mit sich selbst stand er auf dem Bahnhof. Ein Wagen war hier in dem kleinen Nest um diese Zeit nicht zu erhalten, und wenn er auf dem Hof ankam, würde kein Mensch ihm öffnen, aber ein quälendes Gefühl der Unruhe trieb ihn weiter. Es war ja kaum eine Stunde Wegs, er wollte nur gehen, schließlich würde es ihm wohl gelingen, Owena oder einen der Dienstleute zu wecken.

So wanderte er denn auf der schlüpfrigen, durchweichten Landstraße dahin, von Winden umbraust, von den Geistern der Nacht umraunt und verspottet. Endlich aber hatte Gabriel auch sein letztes Ziel erreicht, er war zu Hause. Er öffnete ein eisernes Gitterpförtchen, schritt den an den Wohnräumen entlang führenden Weg hinab und stand vor der Haustür. Durch die schmalen, feucht angelaufenen Glasscheiben fiel trüber Schein auf die ausgetretenen Sandsteinstufen vor dem Hause.

Was hatten sie noch auf zu sein in der Nacht? Sie gingen doch sonst schon um zehn Uhr schlafen! Gabriel legte die Hand auf den Drücker, und die Tür gab nach, sie mußte also unverschlossen gewesen sein.

Eine Hängelampe wachte einsam und treu in totenstillem Schweigen, aber sie vermochte nur wenig Helle zu verbreiten. Dämmer füllte den Flur, kaum daß die Konturen der Tische und Schränke zu unterscheiden waren. Als Gabriel aber näher hinzutrat, bemerkte er Owena, die auf der Treppe hockte und weit offenen Auges vor sich in das Leere blickte.

„Guten Abend, Owena,“ sagte er nicht ohne Unruhe, „wie geht es zu, daß Sie noch wach sind?“

„Ich hab' auf Sie gewartet, Herr,“ erwiderte sie, sich langsam erhebend, „ich hatte solche Ahnung, als wenn Sie noch kommen würden heut abend.“

„So, so“ — diese ewigen Ahnungen konnten einen nervös machen —, „wie steht es mit der Frau, sie ist doch nicht kränker geworden?“

„Der Frau ist wohl,“ sagte das Mädchen feierlich, „die Frau ist gestorben.“

„Owena!“ Er ließ sich auf einen Holzschemel fallen und starrte ihr entsetzt in das Gesicht.

„Heute mittag gegen zwei Uhr, Herr, ist sie in meinen Armen entschlafen. Der Medizinalrat sagt, es sei ein Herzschlag gewesen, und gerade das hat er nie erwarten können.“

Gabriel seufzte, er saß ganz in sich gesunken auf dem Stuhl und durchwühlte sein Haar mit den Händen.

„Wollen Sie zu ihr, Herr? Sie liegt aufgebahrt im Schlafzimmer.“

„Ja, ja, gewiß, Owena, natürlich.“

Er entledigte sich mühselig seiner Überkleider und schritt durch den Flur. Wie das hallte in der Nacht! Gleich darauf trat er ein bei der Toten.

In ein weites weißes Gewand gehüllt, lag Charlotte Christensen auf dem Sterbelager. Die flackernden Lichter zu Füßen und zu Häupten warfen auf ihre wachsbleichen, eingefallenen Wangen schwarze, gespenstische Schattenflecke. Auch sie gehörte zu jenen, denen das Leben viel versprochen und wenig gehalten hatte, und die Klippe, an der ihr Glück gescheitert, war er gewesen.

Gabriel versuchte zu beten, aber er fand den Text nicht. Er wiederholte mechanisch denselben Satz, dieselben Worte, bis ein seltsames glucksendes Geräusch an sein Ohr drang. Da sagte er unvermittelt: „Amen!“ richtete sich hastig auf und überließ dem Tode, was sein war. —

„Nicht wahr,“ fragte Owena, „sie ist hübsch, unsre Tote?“

Gabriel antwortete nicht, er nickte nur und begann, die Hände auf dem Rücken, schweigend auf und ab zu gehen.

„Herr,“ sagte das Mädchen, nachdem sie ihn eine Weile prüfend mit den Blicken verfolgte, „ich möchte mit Ihnen reden über das, was nötig ist bei solchen Gelegenheiten.“

„Sprechen Sie, Owena, wir können das heute so gut abmachen als morgen.“

„Das mein' ich auch, Herr. Ich hab' mir nun gedacht, die Beerdigung müßte am Freitag sein, denn länger als fünf Tage darf die Leiche nicht stehen. Und den Sarg soll Tischler Ibsen liefern, das hat sie selbst so bestimmt; sie ahnte nicht, daß er längst fix und fertig bei Sönke Ibsen auf dem Boden stand. Freunde kommen uns nicht viel ins Haus, Herr, denn wer nicht unter die Leute geht, der wird gar bald vergessen, und die Wagen schließen sich erst vor

dem Hofe an. Sorgen müssen wir natürlich doch für Essen und Trinken. Madeira haben wir noch im Keller, aber Portwein muß geholt werden, ich glaub' fast, elf Flaschen genügen."

„Darüber können Sie nur ganz allein urteilen, Owena."

„Es ist auch nur, daß ich es sage, das paßt sich nicht anders. Die Träger sind schon bestellt, es müssen vierzehn sein, sieben rechts und sieben links, und jeder muß zwanzig Mark bekommen. Ja, das wird eine teure Geschichte."

„Ordnen Sie alles, wie es hier Sitte ist," versetzte Gabriel bedrückt. „Kosten brauchen Sie nicht zu scheuen. Kann ich Ihnen helfen, so tue ich es gern, sonst aber verschonen Sie mich mit diesen Dingen." —

Das Mädchen war gegangen. Gabriel Christensen blieb allein, er stützte den Kopf auf die Hand und grübelte.

Jahre hindurch hatte er sie gemieden und kein Verlangen nach ihr getragen, und jetzt, da sie tot war, ergriff ihn das qualvolle Gefühl der Verlassenheit.

Auf Charlottens Schreibtisch, wo sonst die Briefmappe ihren Platz hatte, lagen Foliobogen, weißes, festes Papier. Gabriel fuhr prüfend mit den Fingern darüber hin, und ein bläuliches Heft, das beim Schreiben als Unterlage gedient haben mochte, kam zum Vorschein. Sein Blick ward finster und starr. Er zog die Zeitschrift vollends hervor, scheute sich aber, sie aufzuschlagen, — wozu auch? Es war „Die Kunst", Nummer dreizehn.

„Owena!"

Das Mädchen befand sich noch im Flur, sie war auf einen Stuhl geklettert und im Begriff, die Lampe zu löschen.

„Ja, Herr."

„Dies hier hab' ich eben auf meiner Frau Schreibtisch gefunden, wissen Sie davon?"

„Gewiß, Herr, der Justizrat hat es mitgebracht, um

das Testament darauf zu schreiben. Es wurde aber nicht alles gebraucht, einige Bogen sind übrig geblieben."

„Ach was! Ich spreche ja gar nicht von dem Papier, ich meine das Heft hier, ‚Die Kunst', Nummer dreizehn."

Owena schrak zusammen, um ein Haar hätte sie die Lampe fallen lassen.

„Sie haben das Blatt doch sonst nicht gehalten?"

„Nein, nein, niemals. Der Buchhändler hat es unverlangt geschickt, Ihres Bildes wegen. Er glaubte wohl, es würde die Frau interessieren."

„Das wird es auch sicherlich getan haben," sagte Gabriel sarkastisch, „und was weiter?"

„Sie hat es Ihnen nicht nachgetragen, Herr, Sie sind ihr einziger Erbe."

„Danach hab' ich Sie gar nicht gefragt, Owena."

Er ging in das Zimmer zurück, setzte sich wieder auf den Stuhl und begann mit den Fingern auf die polierte Tischplatte zu klopfen. Daß sie diese dumme Geschichte jetzt noch erfahren mußte, nein, das hätte nicht sein sollen! Er nagte nervös an der Unterlippe, sog die Luft durch die Zähne und stieß sie geräuschvoll zurück. Allmählich ward er ruhiger. So etwas verzeihen nur wenige, — und sie hatte ihm ihr ganzes Vermögen vermacht, sie war doch ein großer Charakter.

Gabriels Gedanken schweiften hinüber in die Hauptstadt. Mit einem Bekannten zusammen hatte er neulich ein Terrain besehen, ein großes, parkartiges Gelände, wie geschaffen, um eine Villa darauf zu bauen. Das Grundstück war teuer, aber man hielt es für eine gute Kapitalanlage, und jetzt hinderte ihn eigentlich nichts, es zu kaufen. Das Haus selbst müßte romanisch sein, schön und bequem, das ließ sich vereinen. Er zog einen Crayon aus der Westentasche und begann zu zeichnen. Eine Säule, ein reich ornamentiertes Kapitäl, eine zweite Säule, dazwischen einen Kamin, Bänke zu beiden Seiten.

Plötzlich stutzte Gabriel mitten in der Arbeit, er er-

rötete und schämte sich vor sich selber. Weder Zeit noch Ort waren geeignet für diese Tätigkeit, er wollte lieber ein Grabmal entwerfen für Charlotte, das war eine passendere Beschäftigung. Wie wäre es mit einer Herme? Der Gedanke gefiel ihm, und er begann eifrig von neuem zu skizzieren, einen schlanken Pfeiler mit ihrer Büste. Das mußte hübsch und weihevoll werden, ganz nach ihrem Sinn, sie liebte das Schöne. Wenn man jetzt einen griechischen Tempel darum errichtete, ohne Kuppel natürlich, damit der Himmel hineinblicken konnte! Ein griechischer Tempel paßte aber nicht auf einen christlichen Friedhof, das widerstrebte jedem Gefühl. Der Überbau mußte gotisch sein, aus Schmiedeeisen vielleicht, und dann war es nichts mit der Herme.

Gabriel warf den Crayon beiseite, es war zu spät heute, man konnte keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen. Er holte ein Licht aus dem Flur, löschte die Lampen und begab sich hinauf in seine Zimmer.

Die große Aufregung und die körperlichen Anstrengungen hatten ihn naturgemäß ermüdet. Kaum schloß er die Augen, so fiel er schon in einen tiefen, bleiernen Schlaf. Wenige Stunden später aber weckte ihn ein Geräusch. Um sich zu überzeugen, was vorgefallen sei, stand er auf und öffnete das Fenster. Da sah er Leilaken hängen von einem Baum zum andern, und um das Haus schlich der Tod, lauernd, mit klappernden Gliedern.

Als Gabriel in Schweiß gebadet erwachte, ward es ihm klar, daß ihm dies alles nur geträumt hatte.

* * *

Vor Charlottens Sterbezimmer lag Wächter, der Hund, und bewachte ein Nichts, denn die Stube war leer. Alle Möbel waren fortgeräumt und die Fensterflügel weit geöffnet, damit die reine, kalte Winterluft den Modergeruch vertreibe, den der Tod und die welkenden Kränze zurückgelassen hatten. Rings an den Wänden standen Kübelpflanzen, und hinter dem Treppenvorsprung hatte man

zwei schwarze, unheimliche Holzblöcke verborgen, deren Bestimmung nicht jedermann kannte.

Im ganzen Hause herrschte eine Leere, so erschreckend und öde, daß Gabriel Christensen es nicht zu ertragen vermochte. Er hatte kurz entschlossen heut seinen Koffer gepackt, und dem Kutscher, der ihn zur Bahn bringen sollte, war schon Auftrag zum Anspannen gegeben.

Die Reisemütze auf dem Kopf, stand Gabriel noch vor einer Etagere und suchte nach Lektüre, mit der er sich während der langen Fahrt die Zeit vertreiben könnte.

„Nicolai, Nöddebo."

Ach, das war ein liebes Buch, das mußte er einmal lesen. Aus dem roten, abgeblaßten Oktavband fiel flatternd ein vergilbtes Kleeblatt. Gabriel Christensen stutzte, ihn berührte es wie ein Gruß der Toten. Wann mochte Charlotte dieses Symbol des Glückes gepflückt haben, am leuchtenden, taufrischen Morgen, vielleicht auch im Dämmerlicht eines Abends?

Er hob das Blatt auf, um es wieder an seinen Platz zu legen, und da fand er noch zwischen den Seiten des Buches, ganz unerwartet, Charlottens Porträt, dasselbe, das er vor Jahren, ein Jüngling, gezeichnet hatte.

Gerührt betrachtete er die unbeholfene, schülerhafte Skizze, und er meinte in diesem Augenblick darin zu finden, was manchem seiner glänzenden späteren Werke versagt ward, tiefinnerstes Leben. Kein Zweifel, das Bild hatte Seele.

Als Owena dann mit dem Überzieher ins Zimmer trat, lehnte Gabriel Christensen bleich und nachdenklich an der Fensterbank.

„Ich bringe den Rock," sagte das Mädchen.

„Schön, Owena."

„Auch wollt' ich noch fragen, wann der Herr nun wiederkommt."

„Sobald es nötig sein wird," antwortete Gabriel zerstreut, „genau kann ich's vorher nicht bestimmen."

„Ich meine nur, es muß wohl den Leuten gekündigt werden, denn nun die Frau tot ist, ist ja auch die Arbeit geringer. Wenn der Herr sich dazu entschließen könnte und ich einen Rat geben darf, so wäre es wohl überhaupt am besten, das Anwesen hier zu verkaufen. Mit der Landwirtschaft steht es schlecht, und von dem ewigen Verpachten wird der Boden auch nur geringer."

Gabriel hatte sich plötzlich gerade aufgerichtet. „Das raten Sie mir, Owena, und ich habe ganz fest darauf gerechnet, daß Sie hier bleiben würden auf unabsehbare Zeit."

„Herr," erwiderte das Mädchen verlegen, „ich soll zu Sönke Ibsen ziehen im Herbst, weil er eine Mutter braucht für seine Kinder. Er will mich heiraten, und das wird ja denn wohl auch das Beste sein."

Sie tat ihm leid, und einer augenblicklichen Regung folgend, faßte er sie an den Schläfen und berührte mit den Lippen ihre Stirn. Erschrocken, bis an die Haarwurzeln errötend, zog sie sich scheu und hastig zurück.

Inzwischen hatte der Hund seinen Platz verlassen, er war näher gekommen und blickte klug zu Gabriel auf.

„Willst du mir lebewohl sagen, Wächter, soll es mir gut gehen? Weißt du was? Du könntest mich eigentlich begleiten, ja, ich werde dich mit mir nehmen in die Stadt."

Gehorsam folgte der Hund; sowie er aber merkte, daß er den Wagen besteigen sollte, trabte er zurück und verbarg sich hinter Owenas Kleidern.

„Er wacht noch immer vor der Schlafstubentür," sagte das Mädchen, „es ist ein braves Tier, treu über das Grab hinaus."

„Ja, ja," erwiderte Gabriel, „Sie mögen recht haben, und meinetwegen mag er denn auch bleiben."

Damit stieg er in den Wagen, der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an. Gabriel Christensen fuhr nach Kolk und von da aus eine Stunde später mit der Bahn der Weltstadt entgegen.

Von damals bis heute.

Eine Dorfgeschichte.

An dem einen Ende des Dorfes erhebt sich die aus riesigen Granitquadern aufgeführte Kirche, nahezu unberührt von der Unbill dreier Jahrhunderte, an dem andern Ende befindet sich das um vieles jüngere, schon baufällige Pastorat, und zwischen diesen beiden Bollwerken des christlichen Glaubens zieht sich die Straße hin, schnurgerade, nur von einem einzigen Feldweg durchschnitten.

Feiertagsfriede liegt über den stillen Gärten, den strohgedeckten Häusern, denn es ist Sonntag, Sonntag im Junimond.

Die Sonne steht sehr hoch an dem blauen, beinahe wolkenlosen Himmel, und ihre Strahlen dringen goldig und sengend in alle Ritzen und Winkel.

Vor ein paar Stunden ist hier plaudernd und lachend die Schar der Kirchgänger vorübergegangen, eine Weile später der Pastor im langen Talar, ein Samtkäppchen auf dem Haupte. Jetzt aber ist es still geworden, keines Menschen Laut ist hörbar, kaum je der Ruf eines Tieres. Die Dorfleute haben sich in ihre Häuser zurückgezogen, diese heißeste Zeit zu verschlafen; Schlaf und Ruhe, das sind ja ihre Sonntagsfreuden nach dem harten Tagewerk der Woche.

Auf der Treppenstufe vor ihrer Mutter Hause sitzt einsam und verlassen klein Tini. Sie hat die Röckchen hochgehoben und die Beine lang von sich gestreckt, damit

sie bequemer ihre Füßchen erblicken kann. Zur Feier des Tages trägt Tini nämlich Stiefel, nicht etwa Schuhe, nein, wirkliche richtige Stiefel, gleich einer Großen. Die Sohlen sind von zart gelber Farbe und noch ganz blank; klein Tini hat sie aber auch nach jedem Schritt mit ihren dicken kleinen Fäusten abgerieben, da ist's doch kein Wunder. Auf die Spitzen hat der Schuster Lacklederfleckchen gesetzt, und wenn die Kleine die Füße bewegt, so flammt die Sonne darin wie in einem Spiegel.

Ehe das Kind noch dieses Spieles müde ist, bemerkt es ein Gotteskäferchen auf dem sonngebräunten Ärmchen. Das winzige Tierlein hat rote Flügeldecken mit schwarzen Punkten, und als Tini den Arm ausstreckt, klettert es daran empor, emsig ein Ziel verfolgend.

Wie unendlich interessant ist das doch anzusehen! Als der Käfer aber dann in dem Ärmel ihres Kleides verschwindet, nehmen klein Tinis blaue Kinderaugen, die bis dahin mit gespannter Aufmerksamkeit jede Bewegung des Tieres begleitet haben, einen bekümmerten Ausdruck an. Die Sache scheint bedenklich zu werden, auch findet sie mit einem Mal, daß es sie krabbelt. So bricht sie denn nach kurzem Überlegen in ein mörderisches Geschrei aus, darauf setzt sie nämlich gewohntermaßen ihre Hoffnung in jedweder Not und Bedrängnis.

Heut ist es aber umsonst, denn niemand hört sie. Die Mutter näht im Schlafzimmer auf der Maschine, und alle Türen sind fest geschlossen.

Infolgedessen stellt klein Tini das nutzlose Weinen gar bald ein. Zwar schluchzt sie noch, und ab und zu rinnt eine Träne über die runden Backen, aber von dem Urheber ihres Kummers, dem Gotteskäferchen, sind ihre Gedanken längst weit abgelenkt. Die Messingspitzen an den Schnürbändern der neuen Stiefel nehmen jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch. Wer weiß, wenn man ein bißchen daran zöge, so könnte man vielleicht die Schleife lösen.

Mit beiden kleinen Fäusten greift Tini danach, und ihre Bemühungen werden auch sogleich von Erfolg gekrönt. Glühend vor Eifer beginnt sie die roten Bänder aus den Schnürlöchern zu ziehen. Jetzt heißt es alle Kraft zusammennehmen, und wer hätte das gedacht, sie hält den leeren Stiefel in der Hand! Nun kommt der zweite Fuß daran. Es kostet tüchtig Mühe, aber mit Genugtuung kann Tini auch jetzt beide Stiefel neben sich auf die Treppenstufe stellen. Dort machen sie sich eigentlich viel besser als an den Füßen, man kann sie so recht mit Muße betrachten, von hinten und von vorn.

Wie wär' es, wenn sie nun ein wenig strumpfsock spazieren ginge? Das tut Tini so gern, und hier im Freien auf dem Sandweg muß es ganz besonders prachtvoll gehen, viel besser noch als drinnen im Zimmer. Langsam, ein bißchen unsicher, promeniert sie vor dem Häuschen auf und ab.

Da kommt ein bunter Falter angeflogen, der sich dem Kinde zu Gefallen auf einem Grashalm vor ihm niederläßt. Ein schillerndes Farbenwunder, wiegt er sich am schwankenden Halme, ganz leise nur wie im Traum.

Ei, wenn klein Tini den fangen könnte, was würde da die Mutter für Augen machen! Als sie aber den Schmetterling haschen will, hebt dieser schwerfällig die Flügel und fliegt auf einen andern Halm.

Dieses Mal will Tini nun vorsichtiger sein, er soll ihr nicht wieder entgehen.

Wie leise sie aber auch dahinschleicht, und wie behutsam die ungelenken Kinderfingerchen sich auch zum Griffe spreizen, der Schmetterling fliegt von dannen und klein Tini hat das Nachsehen.

Aber weit kann er unmöglich gekommen sein, gewiß nur ein Stückchen, und so trollt denn klein Toni die Dorfgasse hinab in die weite blaue Welt hinaus.

* * *

Vergessen und verlassen stehen die Stiefel auf der Treppenstufe. Noch immer spiegelt sich die Sonne in den blanken Spitzen, doch es ist niemand mehr da, den das funkelnde Spiel noch ergötzte.

Das Häuschen, in dem Tinis Mutter wohnt, ist eins der kleinsten im Dorfe und eins der freundlichsten. Seine Mauern sind leuchtend rot angestrichen, und die Mörtelfugen sind mit weißer Farbe übermalt, das gibt dem Besitztum ein behagliches, sauberes Ansehen.

Drinnen auf der einen Fensterbank stehen in bunten Porzellantöpfen üppig wuchernde Pelargonien und ein duftender Heliotropstrauch. Auf dem andern Fensterbrett befinden sich aber keine Blumen, dort lehnt tagaus tagein die neueste Nummer einer Modenzeitung ganz dicht an der Scheibe, denn klein Tinis Mutter ist Schneiderin.

Ein Namenschild hat Marge Jansen nicht an ihrem Hause, und im Grunde genommen ist auch das Modenblatt überflüssig, jedes Kind im Dorfe weiß zu sagen, wer die Kleider nach der neuesten Weise zu nähen versteht.

Die große Tretmaschine hat längst ihr Gerassel eingestellt und Frau Lehnsmanns Samttaille ist fertig. Eben haben Marge Jansens flinke Finger den letzten Knopf angeheftet, ihre Arbeit ist für heute beendet.

Wie es nur kommt, daß Tini sich nicht blicken läßt, vielleicht ist sie gar eingeschlafen.

Marge hängt die Taille an einen Nagel und geht klein Tini holen. Aber das Kind ist nicht mehr draußen, nur die neuen Stiefel auf der Treppenstufe verraten, daß es einmal dort — gewesen ist.

Das ganze Haus und den kleinen Garten sucht Marge ab, nirgend eine Spur von Tini. Bei den Nachbarsleuten ist sie auch nicht gewesen, vielleicht haben andre Kinder die kleine Ungehorsame mit sich fortgelockt.

Auf der Straße ist es noch so still wie vor einer Stunde. Unter einem Holunderstrauch spielen ein paar Kinder mit den Scherben eines Topfes und einem ab-

gebrochenen Weinflaschenhals, von Tini wissen sie nichts, und so geht Marge Jansen immer weiter die Gasse hinunter.

Schon fallen ihr allerlei schreckliche Geschichten ein von in Mergelgruben Ertrunkenen und ähnliche grausige Dinge. Neulich las sie auch im Wochenblatt von zwei Knaben, die unter einem zusammengestürzten Heuschober erstickten. Wenn sie Tini nur erst wieder gesund und munter vor sich sähe.

Ganz am andern Ende des Dorfes begegnet ihr der alte Weber.

„Klaus," ruft sie ihm schon von weitem entgegen, „hebt Se mien Tini nich sehen?"

„'n lütt Deern is an mi vörbikamen vör'n halv Stunns Tied. Se har keen Hot op, wer't wer, weet ick nich. Ick kann ja keen Minsch mehr kennen, mien Ogen warn von Dag to Dag schlechter. Ach Gott, mien Ogen! Mit Zinksalv heff ick't all versöcht, nützt ock nix. Dokter und Apotheker ..."

„Seggen Se mi in aller Welt, wo de lütt Deern blewen is, Klaus!"

„De lütt Deern? — Ja, de is op't Feld lopen, op Alf Erichsen Meihfenn löw ick."

Marge Jansen eilt weiter. Als sie an das bezeichnete Feld kommt, zögert ihr Fuß, aber die Mutterliebe überwiegt jedes Bedenken.

An einem Heuhaufen lehnt eine Harke, und ein paar Schritt weiter steht ein Mann, der Tini auf den Armen trägt. In seiner Rechten baumelt eine goldene Uhr an einer schweren, massiven Kette, und klein Tini sucht das willkommene Spielzeug mit den dicken Händchen zu fassen. Sie trägt einen ungefügen Kranz aus Kleeblumen, wie ihn wohl derbe Männerfäuste winden mögen, auf dem blonden Gelock, darunter erstrahlt ihr rosiges Antlitz vor Lust und Heiterkeit. Offenbar befindet sich das Kind vollkommen wohl bei seinem neuen Freunde.

„Tini!"

Marge Jansens Stimme klingt nicht freudig und erleichtert, sondern erschreckt und zornig. Als Tini die Mutter erblickt, stößt sie einen schrillen kleinen Jubelschrei aus, und triumphierend streckt sie ihr den Kleeblumenkranz entgegen.

„Kuck, Mutter, fein, nich?"

Der Mann ist ganz rot und verlegen geworden, vorsichtig stellt er das kleine Mädchen auf den Boden, und sogleich stürzt auch Marge Jansen auf das Kind zu. Mit einer so heftigen Bewegung schließt sie es in ihre Arme, als ob sie es einer drohenden Gefahr entreißen müsse, und stumm, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, eilt sie, das Feld zu verlassen.

Klein Tinis süßes Kindergesicht blickt über der Mutter Schulter hinüber. Ein paarmal winkt sie noch ihrem Spielgenossen von vorhin zu, aber der Mann bemerkt es nicht. Er hat den Rechen wieder aufgenommen und harkt eifrig das Heu zusammen, doch müssen seine Gedanken wohl nicht bei der Arbeit sein, denn häufig genug fährt er vier-, fünfmal über denselben Fleck hin, wo längst kein Halm mehr zu sehen ist.

Es ist ein noch junger Mann mit einem weißblonden Schnurrbart und hübschen, weichlichen Zügen.

Jetzt läßt er den Rechen eine Weile ganz ruhen. „Sollte denn das ihr Kind gewesen sein," murmelte er vor sich hin, „sollte das ihr Kind sein?"

Dann aber harkt er wieder so eifrig weiter, als ob er sein Brot damit verdienen müsse, dabei ist er der reichste Bauer im Dorfe, und es ist Sonntagnachmittag.

* * *

Blutrot ging die Sonne unter, der Abend brach herein. In der Luft spielten die Mücken, das verhieß für morgen einen guten Tag.

Marge Jansen hatte klein Tini ins Bett gebracht und an ihrem Lager gesessen, bis das Kind schlief. Oft dauerte es recht lange, ehe die blauen Augen sich schließen wollten, heut aber war Tini von dem langen Marsch ermüdet, nach wenigen Minuten schon nahm sie der Schlaf in seine weichen Arme.

Eine ganze Weile ging Marge finsteren Blickes mit zusammengepreßten Lippen im Zimmer auf und ab. Dann machte sie plötzlich vor der großen Mahagonikommode halt und zog hastig ein Schubfach nach dem andern auf. Mechanisch glitten ihre Augen über das schneeweiße Leinenzeug, das da zierlich aufgeschichtet mit bunten Bändern umwunden beisammen lag. Im untersten Fach sah es keineswegs so ordentlich aus wie in den oberen, denn darin pflegte Marge allerhand Zeugflicken und dergleichen zu bewahren, Dinge, die zum Wegwerfen zu gut und zum Aufheben eigentlich zu wertlos waren. Scheu, als ob sie etwas Böses täte, griff Marge Jansen in die hintere Ecke der Schublade und zog nach einigem Suchen ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hervor. Als sie dann zögernd die Umhüllung abwickelte, kam nur eine Kette aus hellblauen Glasperlen zum Vorschein, von der Art, wie man sie alltäglich in Marktbuden für wenige Groschen feilhält.

Warum sie das Ding da nur nicht längst verschenkt oder vernichtet hatte?

Die goldene Brosche, die Ohrringe und das Kreuz, das alles war doch zum Trödler gewandert. Viel bekam sie ja nicht dafür, am Ende nicht einmal den zehnten Teil des Wertes, aber die Sachen lagen am andern Tage in der kleinen Auslage des Ladens, jedermann sichtbar. Da konnte er sehen, wieviel sie sich noch aus seinen Gaben machte, und das war es doch, was sie wollte.

Diese blauen Perlen, weshalb sie die wohl bewahrt haben mochte, lange vier Jahre hindurch?

Marge Jansen setzte sich in den hohen Lehnstuhl am Tisch und stützte den Kopf auf die Hände.

Heute wußte sie selbst nicht, wie es geschehen konnte, aber damals war sie jung und leidenschaftlich gewesen, und — sie hatten einander geliebt. Ja, sicherlich auch er hatte sie liebgehabt, ach, wie oft schwor er ihr nicht ewige Liebe und Treue. Nichts auf der Welt sollte sie jemals trennen, nichts — durfte sie trennen können! Und sie war töricht genug, ihm zu vertrauen.

Er war der einzige Sohn des reichsten Hofbesitzers und sie war nur ein Nähmädchen ohne einen Heller Vermögen. Zum Verwundern war es gewiß nicht, wenn eine solche Schwiegertochter seinen Eltern nicht in den Kram paßte. Marge ward bei ihm verleumdet, seine Mutter weinte und lamentierte vom Morgen bis zum Abend, sein Vater drohte mit Verstoßen und Enterbung. Da willigte er endlich in eine andre Heirat, und Marge Jansen war verlassen und — betört.

Mit unerhörtem Pomp wurde seine Hochzeit gefeiert. Kaum vermochte die kleine Dorfkirche neben den Gästen die Zahl der Neugierigen zu fassen, die alle Zeugen sein wollten solch seltenen Festes. Sechs Jungfern folgten der Braut, und ihr weißes Seidenkleid vom allerschwersten Stoff schleppte lang hin über den mit Rosen bestreuten Fliesenboden.

Von alledem hatte Marge nichts gesehen, und doch kam es ihr vor, als ob sie dabei gewesen wäre, so haarklein war es ihr erzählt worden von mitleidigen Seelen.

Zuerst meinte sie vor Schande vergehen zu müssen. Mit Fingern würde man auf sie weisen, verachtet und gemieden würde sie bleiben ihr Leben lang. War es da nicht besser, sich in den Mühlteich zu werfen und dem unschuldigen Kinde und sich ein solches Dasein zu ersparen?

Aber derartige Anwandlungen von Feigheit vergingen. Ein verzweifelter Trotz kam über sie, eine maßlose Verachtung der ganzen Welt. War sie denn überhaupt schuldig, durfte man sie verurteilen? Sie hatte einen Mann geliebt und ihm vertraut voll und ganz, war das ein Verbrechen?

Nein, sie wollte leben, und das schuldlose Kind sollte auch leben.

Ganz kurz vor klein Tinis Geburt ward ihr dann in einem gewöhnlichen Briefkuvert ein Tausendmarkschein zugesandt. Kein einziges geschriebenes Wort war dabei, aber Marge Jansen wußte auch so, von wem das Geld herkam. O nein, bezahlen ließ sie sich ihre Ehre nicht, so tief war sie nicht gesunken, und mit ihrer Adresse als Absender versehen schickte sie den Schein zurück. Die tausend Mark kamen nicht wieder, Beweis genug, daß sie in die rechten Hände gelangt waren. Nicht um eine Welt hätte Marge jetzt Unterstützungen von ihm angenommen; hatte er geglaubt, sie um Geld erwerben zu können, da irrte er, nicht für alle seine Taler war sie käuflich!

Und endlich, endlich war alles überstanden. Ein Kind war geboren, ein kleines Mädchen. Mit allgewaltiger Mutterliebe preßte Marge Jansen ihre Tochter an die Brust. Wie mußte sie dieses Kind nicht lieben, welchem sie auch den Vater ersetzen sollte!

Im Grunde war es ihr eigentlich besser ergangen, viel besser, als sie erwarten durfte. Man mied sie nicht, auch merkte sie nicht einmal, daß sie verachtet wurde. Schwer genug ward ihr das Leben in jenen Tagen, denn sie war blutarm, aber gutherzige Menschen gaben ihr etwas Näharbeit, und so schlug sie sich durch. Später ging sie dann nach Hamburg, um das Kleidermachen zu erlernen, und als sie nach Jahresfrist wiederkam, erbte sie noch das Haus von einer alten Tante. Lust zur Arbeit hatte Marge Jansen immer gehabt, aber während der langen Abwesenheit waren ihre fleißigen Finger auch geschickt geworden. So wollten die jungen Mädchen des Dorfes ihren Sonntagsstaat bald genug nur noch von ihr gemacht sehen, und es gab jetzt zu schaffen in Hülle und Fülle. Rastlos, fast ohne sich eine Erholung zu gönnen, saß Marge nun über die Nähmaschine gebeugt, aus dem Hause kam sie höchst selten. Kaum daß sie einmal in die Kirche ging, sie hatte

ja keine Zeit, sie mußte arbeiten. Ein blanker Taler nach dem andern wanderte in den alten Geldbeutel, der Marges Ersparnisse enthielt, aber der Schatz mußte noch viel, unendlich viel größer werden.

Große Pläne staken Marge Jansen im Kopf; wenn die Leute um sie herum ihre Wünsche geahnt hätten, verrückt hätte man sie gescholten. Sonderbar genug waren ja diese Luftschlösser wohl auch bei einer simplen Näherin im Dorfe. Das Geld war nämlich für Tinis Studium bestimmt, ihre Tochter sollte Medizin studieren, das war Marges glühender Wunsch.

Wenn klein Tini erst eine Doktorin war, so fragte niemand viel nach ihrer Geburt, sie befand sich in freier, geachteter Stellung, da mußte sie glücklich werden.

O, Marge Jansen wollte ihr Kind schon so erziehen, daß es den Kampf mit der Welt aufnehmen konnte. Sollte man je einmal von ihrer Tochter sagen: „Sie hat keinen Vater!" da sollte klein Tini stolz antworten dürfen: „Einen Vater habe ich zwar nicht, aber ich habe eine Mutter, die mir geholfen hat zu werden, was ich geworden bin!"

Ja wahrlich, das Kind war Marge zum Heile gegeben, sie hatte etwas, an das sie ihr Herz hängen, für das sie denken und sorgen konnte. — —

Auf Alfs Heirat mußte doch wohl ein Fluch gelegen haben, denn seine Verhältnisse hatten sich weniger günstig gestaltet als die ihren. An Geld und Gut gebrach es ja wahrhaftig nicht, sein Vater hatte ihn auf den großen schuldenfreien Hof gesetzt, und dazu kam noch die beträchtliche Mitgift von den Schwiegereltern. Aber die junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Frau ward von unüberwindlichem Heimweh gequält. Kam sie von einem Besuch bei den Eltern zurück, so zählte sie schon die Tage, bis sie wieder dorthin fahren durfte. Nein, glücklich war er nicht, auch nicht, als ihm nach Jahresfrist ein Knabe geboren wurde, denn das Kind starb, nachdem es kaum

geatmet hatte. Die Entbindung war nicht ohne Gefahr gewesen, und im Dorfe hieß es, die junge Frau sei auf den Tod erkrankt. Drei Tage später lag sie denn auch weiß und kalt mit dem toten Kindchen im Sarge.

Er wäre ganz wirr im Kopf vor Schmerz, sagten die Leute, aber Marge Jansen wußte das besser. Die Trauer um sein Weib konnte nicht so grenzenlos sein, denn er hatte es nie geliebt — sein böses Gewissen war es, das ließ ihm keine Ruhe.

Nur von fern, in der Kirche zuweilen, sah Marge sein elendes, blasses Gesicht, an ihrem Hause ging er gar selten vorüber, er scheute sich wohl, ihr vor Augen zu treten.

Einst, jetzt lagen auch schon wieder Monde dazwischen, da hatte auf der Fensterbank bei den Geranien eine tönerne Sparbüchse gestanden. Im ersten Augenblick wußte Marge Jansen sich nicht zu erklären, woher das Ding wohl stamme, bis sie auf der rauhen Oberfläche ein mit Blaustift gemaltes „Katharina“ gewahrte, da wußte sie es gleich. Viel Geld war wohl in dem irdenen Spielzeug gewesen, denn durch die nicht allzu schmale Ritze schillerte es von Gold und Silber. Auch Nickel schien dabei zu sein, es sah täuschend genug aus, als ob sich's wirklich jemand erspart hätte.

Das wurde eine schwere Versuchung für Marge, welch ein Beitrag war diese Summe nicht für ihren heimlichen Schatz!

Bald aber ermannte sie sich. Das Geld ging auch diesmal bei Heller und Pfennig an den Absender zurück, und den zerbrochenen Spartopf warf sie auf die Straße, gerade vor ihrem Hause. Was glaubte er denn, sie und das Kind waren eins, und lieber wollte sie arbeiten Tag und Nacht, ja lieber betteln bei fremden Leuten als Almosen empfangen von ihm.

Bis jetzt hatte klein Tini noch niemals gefragt, weshalb sie keinen Vater habe wie andre Kinder, aber der Horizont ihrer Gedanken erweiterte sich von Tag zu Tag,

über kurz oder lang mußte sie diese Frage stellen. Vorerst würde Marge ihr sagen, der Vater sei tot, später aber sollte sie die volle Wahrheit erfahren. Wie leicht klein Tini einmal mit dem Manne, der so nahe beim Dorfe wohnte, zusammentreffen konnte, das war Marge Jansen seltsamerweise nie in den Sinn gekommen. Und durch einen unglücklichen Zufall war es heute geschehen: der Vater hielt seine Tochter auf den Armen, und das Kind jauchzte ihm zu.

Hatte er nicht durch den Spartopf neulich bewiesen, daß ihm Tini nicht gleichgültig war, konnte er nicht später vielleicht den Versuch machen, ihr das Kind zu entreißen?

Marge Jansen sprang erregt auf und trat an das Bett. Klein Tini lag in tiefem Schlummer, das süße Gesichtchen war vom Schlafe gerötet, und die kleinen Fäustchen guckten geballt unter der Decke hervor. Das Kind mußte wohl von holden Dingen träumen, denn um den vollen Mund flog ein Lächeln.

Mit angehaltenem Atem und vorgebeugtem Halse starrte Marge auf das liebliche Antlitz ihrer Tochter.

Nein, das waren nicht ihre Züge, sie konnte es sich nicht verhehlen, klein Tini glich dem Vater. Die feine Nase, das ovale Kinn und selbst jener weiche Zug um den Mund. Mein Gott, wenn das Kind nun gar nichts von ihr hätte, wenn sich auch der schwache, wankelmütige Charakter des Vaters in ihm entwickelte! Wenn Marges Pläne zu nichte würden und das Kind sie am Ende gar einst freiwillig verließ, um zu ihm zu gehen!

Bei diesem Gedanken schoß Marge Jansen das Blut in die Wangen. Es war unerträglich schwül hier im Zimmer, man konnte keine Luft schöpfen, sie mußte ins Freie.

Geräuschlos, damit klein Tini nicht erwache, verließ sie die enge Stube und ging hinaus in den Flur. Dort öffnete sie behutsam die Haustür und lehnte sich tief aufatmend an den Pfosten.

Es war ein wundervoller Abend, so still und friedlich. Hinter dem Hause verborgen stand der Mond. Die Bäume und Sträucher in den Gärten warfen schwarze Schatten auf die Straße, und so verharrte Marge lange Zeit in ihrer Stellung, ohne sich zu regen und zu rühren. Der leise Wind kühlte ihre glühende Stirn und beruhigte ihr erregtes Gemüt.

Marge Jansen hatte ein empfindsames Herz für das Weben der Natur, es war nicht das erste Mal, daß sie den Frieden suchte und fand in Betrachtung der irdischen Schönheit.

Da plötzlich sah sie, wie sich von dem Schatten etwas löste, und wie auf ein Zauberwort erschien auf dem vom Mondlicht überfluteten Platze die Gestalt eines Mannes. — Es war der Mann, der ihr den ganzen Tag nicht aus dem Sinn gewollt.

Marge hielt es für das Beste, ins Zimmer zurückzukehren; was wollte der Mensch von ihr, er konnte ihr nichts zu sagen haben. Darum gab sie ihre Stellung an der Tür auf und wandte sich langsam ins Haus, aber der Mann folgte ihr.

„Ich habe auf dich gewartet, Marge Jansen, ich mußte dich sprechen."

Sie drehte nur halb den Kopf und blickte ihm kalt ins Gesicht. Nichts in ihren Zügen verriet, daß sie nicht einem Fremden gegenüberstand.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte sie kurz, und als sie das gesagt, bereute sie schon fast, überhaupt gesprochen zu haben.

„Es ließ mir keine Ruhe, Marge. Das Kind, das kleine Mädchen, war es denn wirklich mein Kind?"

Offenbar kostete es ihn Anstrengung, dieses Wort über die Lippen zu bringen, aber es mußte gesagt sein.

„Geht das Sie etwas an?"

Demütig, ein Bittender stand er vor ihr: „Sei barmherzig, Marge Jansen. Siehe, ich habe nichts weiter auf

der Welt, was ich lieben könnte. Laß mich das kleine Mädchen zuweilen sehen, laß mich für seine Zukunft Sorge tragen dürfen. Ich bin doch nun einmal sein Vater."

„Meine Tochter hat keinen Vater, und fremde Hilfe braucht sie nicht, ihre Mutter sorgt für sie."

Der Mann trat ganz dicht vor Marge hin, und in dem blassen Licht des Mondes sah sie, wie furchtbar entstellt seine Züge waren.

„Ich habe dich all die Zeit nicht vergessen können, Marge Jansen. Haus und Hof, mein ganzes Besitztum biete ich dir, aber heirate mich und laß mich dem Kinde den Namen geben, der ihm gebührt."

Das Weib lachte höhnisch auf. „Vor vier Jahren wollten Sie mich doch nicht, haben Sie so Ihre Meinung geändert?"

„Man hinterbrachte mir Schlechtes über dich, und ich glaubte es."

„Trotzdem ich Ihnen schwor, daß man log!"

Scheu senkte er vor ihren zornigen Blicken die Lider. Alf Erichsen hatte noch nie so glänzende Augen gesehen wie bei Marge. „Zwei Flammen glühen in ihnen," sagte er vor Jahren bewundernd. „Sie werden erlöschen, wenn ich dich nicht mehr liebe," erwiderte sie lächelnd mit der ganzen Überschwenglichkeit der ersten Liebe. Das war damals gewesen, aber die Flamme hatte die Liebe überdauert.

„So bleibt mir denn keine Hoffnung mehr?" fragte er nach einer Weile mit unterdrückter Leidenschaft.

„Keine! Ich verachte Sie, und meine Tochter soll Sie verachten lernen; wenn es Zeit ist, werde ich ihr sagen, wie Sie an uns gehandelt haben. Wollen Sie aber dem Kinde und mir einen Dienst erweisen, so gehen Sie uns aus dem Wege und denken Sie nicht mehr an uns."

Die Tür hatte sich vor ihm geschlossen, Marge Jansen ging hochaufatmend ins Zimmer zurück.

Gott sei Dank, er war fort, und sie hoffte, daß er

jetzt nicht wiederkommen werde. Aber diese Begegnung hatte doch ihr Blut in Wallung gebracht, mehr als sie es sich gestehen wollte. Er besaß noch dieselbe weiche, etwas singende Stimme, auf deren Liebesworte sie so gern gehorcht in jenen Tagen ihrer Jugend. Das Gespräch im Flur hatte klein Tini aus dem Schlaf geweckt. Sie verließ das Bett und kletterte in ihrem Nachtkleidchen auf den Stuhl am Fenster. Da stand sie nun, als Marge in die Stube trat, klopfte mit den Händchen an die Scheiben und nickte immerzu. Als Tini ihre Mutter gewahrte, hielt sie den Arm vors Gesicht und lächelte verlegen, wie es kleine Kinder zu tun pflegen, wenn sie sich eines Unrechts bewußt sind.

„Mutter," sagte sie verschämt, „der Mann mit der Tickeuhr steht draußen!"

* * *

Klein Tini dachte noch oft an ihren neuen Bekannten, aber sie grüßte ihn nicht mehr, wenn er, wie das in der letzten Zeit häufiger geschah, an der Näherin Häuschen vorbeiging. Die Mutter hatte es verboten; warum wohl? Man wünscht doch sonst allen Leuten im Dorfe „Guten Morgen" oder „Guten Abend", je nach der Tageszeit. Einen Grund hatte ihr die Mutter nicht angegeben, und als Tini danach fragte, ward ihr gesagt: „Deine Mutter will es nicht, das laß dir genügen." Böse war er nicht, das wußte Tini gewiß, sonst hätte er sie ja nicht auf die Arme genommen und so schön mit ihr gespielt.

O, wenn sie nur noch einmal die Uhr sehen könnte! Manchmal träumte sie gar von ihm, von dem fremden Mann und — von seiner Uhr. Sie sah, wie sich die Zeiger drehten und hörte deutlich, wie es drinnen tickte. Wollte sie aber die Kapsel öffnen, um das Ding zu sehen, das da drinnen ohne Aufhören „tick, tack" machte, dann kam jedesmal die Mutter auf die Wiese, und alles war

vorbei. Klein Tini erwachte, öffnete schlaftrunken die Lider, rieb sich mit den Händchen die Augen und schlief wieder ein.

Heute war nun Jahrmarkt im Dorfe, immerfort rollten die Wagen mit den Bauern am Hause vorüber. Sogar eine blaulackierte Kutsche war die Straße entlang gefahren. Tini glaubte, in diesem Fuhrwerk müsse sich der König befinden und sein oberster Minister, deshalb war sie zur Mutter hineingelaufen, um danach zu fragen. Es waren aber Frauen zum Kleideranprobieren drinnen gewesen, so konnte nichts daraus werden. Klein Tini trollte also wieder hinaus und setzte sich von neuem auf die Treppenstufe. Das Kind hätte gewünscht, es möchte alle Tage Jahrmarkt sein. Gleich am Morgen war die Mutter mit ihr durch die Budenreihen gegangen, und Tini hatte ein Pfefferkuchenherz bekommen und eine neue Puppe, die sie gar nicht mehr aus den Händen ließ.

Ganz deutlich tönte lustige Musik zu ihr herüber. In Carsten Carstens großem Saal tanzten die Leute, das hatte ihr die Nachbarsfrau erzählt. Leise summte Tini die Melodie nach und betrachtete dabei entzückt ihre Puppe. Sie konnte immer noch nicht so recht glauben, daß dieses Prachtstück wirklich ihr gehörte. Früher hatte sie ja auch schon eine Puppe besessen, aber deren Kopf war aus Porzellan gewesen, diese neue hatte einen Kopf aus Wachs mit richtigen seidenweichen Haaren. Es war eine ungeahnte Pracht!

Klein Tini wickelte den Schatz sorgsam in ihr Kattunschürzchen, denn die Puppe war nur mit einem Hemd bekleidet — leider. Aber morgen wollte die Mutter ein elegantes Kleid für sie machen, Tini durfte sich den Zeug selber aus der Flickenlade suchen. Wenn sie nur gewußt hätte, ob Grün oder Blau schöner sei.

Als das Kind endlich einmal aufblickte, ging gerade der fremde Mann vorüber, und blitzschnell wandte Tini den Kopf nach rechts. So blieb sie ihrer Meinung nach mindestens eine halbe Stunde unbeweglich sitzen, dann schielte sie vorsichtig nach links, und erst als sie sich über-

zeugt hatte, daß nichts mehr von ihm zu sehen war, begann sie kecker um sich zu blicken. Ob seine kleinen Töchter wohl auch Puppen hatten? Tini glaubte das; aber so schön wie ihre waren sie sicherlich nicht.

Auf der Fahrstraße, gerade vor der Haustür, lag ein Strauß Geranienblüten, den die Mutter von den Stöcken abgeschnitten hatte. Die roten Blumen leuchteten und glitzerten in der Sonne, verwelkt schienen sie eigentlich noch gar nicht. Was für einen prachtvollen Kranz könnte Tini daraus winden, o, es sollte fein werden!

Sorgfältig legte das Kind die Puppe auf den Stein, ganz dicht an die Mauer, wohin die Sonnenstrahlen nicht so dringen konnten, und dann trippelte sie hinunter auf die Straße. Warum die Mutter diese Blumen nur weggeworfen hatte, sie waren noch ganz frisch, erst eben erblühte waren darunter.

Die Kleine hockte nieder und pflückte eifrig jede einzelne Blume, an der noch ein rotes Blatt hing, von den Dolden. Tinis Köpfchen glühte, sie hatte es ungemein wichtig mit ihrer Arbeit.

Bald aber ereignete sich etwas, was sie den Kranz vergessen ließ. In einiger Entfernung kam auf der Landstraße ein Leiterwagen dahergejagt, der mit einer Anzahl Bauernburschen dicht besetzt war. Einer von ihnen schwang eine Flasche, ein andrer spielte die Ziehharmonika, und alle sangen sie aus vollem Halse. Vorn an der Deichsel flatterte eine blauweißrote Fahne, die Pferde galoppierten, und der Kutscher ließ noch immerfort die Peitsche auf die Tiere niedersausen, es war eine lustige Jahrmarktsfahrt. Vor Überraschung ließ klein Tini die Blumen fallen. Mit offenem Munde und über dem Magen gefalteten Händchen stand sie da, ganz stumm vor Staunen. So etwas bekam man nicht alle Tage zu sehen.

Unterdes war drinnen im Hause die Anprobe beendet. Marge Jansen begleitete die Kundschaft hinaus, wie das so ihre Gewohnheit war. Meist fand sich noch allerlei zu

erzählen, und häufig genug faßte auch eine der Damen beim Gehen erst einen wichtigen Entschluß. Wenn die gepufften Ärmel nun einmal so sehr in Mode wären, so möchte Marge Jansen nur welche machen, und was dergleichen Bestimmungen mehr waren.

Auch heute standen sie wieder an der Tür im lebhaften Gespräch, da kreischte plötzlich eine der Frauen laut auf: „Herrgott, das Kind!"

An der Biegung des Weges schoß ein Leiterwagen vorüber. Die Pferde rasten, offenbar hatte der Kutscher die Macht über sie verloren, und in unmittelbarer Nähe stand regungslos, wie träumend, ein Kind, klein Tini. Im Augenblick erfaßte Marge die gräßliche Gefahr. Eine Sekunde war sie wie gelähmt, dann stürzte sie ein paar Schritte vor, den heranstürmenden Tieren entgegen.

Aber wie durch geheimnisvolle Kraft gebannt, hielt plötzlich das Gefährt. Die riesenstarken Mähren bäumten sich und schlugen mit den Hufen, daß die Funken stoben, aber der Wagen stand, er kam nicht weiter vorwärts. Das Kind war gerettet, und ein einzelner Mann hatte dieses Wunder bewirkt. Mit der Linken hielt er das kleine Mädchen noch hoch in der Luft, dann setzte er es behutsam auf das Pflaster nieder.

Leidenschaftlich umschlang Marge Jansen ihr Kind. War es denn möglich, war ihm denn wirklich kein Leids geschehen? Ihre Händchen, ihre Füßchen mußte klein Tini zeigen, und alles war unverletzt und unversehrt, nur ein wenig erschrocken war die Kleine.

Marge wollte das Kind auf den Arm nehmen, um es ins Haus zu tragen, aber klein Tini wehrte sich. Fragend und ängstlich starrten ihre großen blauen Augen auf den Mann, dem sie ihr Leben zu verdanken hatte. Als Marge den Blicken ihres Kindes folgte, kam ihr zum erstenmal der Gedanke an seinen Retter. Die trunkenen, verstörten Burschen waren mittlerweile vom Wagen herab-

geklettert, zwei von ihnen hatten die Pferde gefaßt, zwei andre stützten einen leblosen Mann.

Jede Farbe war aus seinem Antlitz gewichen, schlaff hing der rechte Arm herab, und Marge Jansen sah, wie das Blut in einem dicken Strom von der Hand herniederrieselte. Die Finger waren von den Wagenrädern vollständig zerquetscht zu einer formlosen, breiartigen Masse. Es war ein grauenerregender Anblick.

Klein Tinis Körper überlief ein Zittern, sie barg den Kopf tief in die Kleider ihrer Mutter. „Mutter," fragte sie ängstlich, „der Mann mit der Tickeuhr, ist er tot?"

In Marge Jansens Ohren gellte es wieder: „Ist er tot?" aber sie rührte sich nicht von der Stelle, sie regte nicht Hand noch Fuß, um dem Unglücklichen Hilfe zu leisten.

Allmählich öffneten sich die Türen der Nachbarhäuser, eine nach der andern. Frauen kamen zum Vorschein, neugierig fragend, mit skandallüsternen Gesichtern. Eine von ihnen trug eine Schale mit Wasser und ein Handtuch. Dem Ohnmächtigen wurde ein notdürftiger Verband angelegt, und dann trugen sie ihn fort.

Still und ernüchtert kletterten die Burschen auf den Wagen, ihre Trunkenheit war verflogen. Langsam, wie man einer Leiche folgt, fuhren sie davon, und vor ein paar Stunden waren sie so jubelnd und ausgelassen ins Dorf eingezogen.

Die Frauen blieben zurück. Hie und da bildeten sich Gruppen, man steckte die Köpfe zusammen und tuschelte. Ein altes Weib trat dicht vor Marge hin und sah ihr lauernd in die Augen: „Het he dat Kind twischen de Peer rutholt?"

Marge Jansen antwortete nicht, sie nahm klein Tini an der Hand und führte sie still ins Haus.

Drinnen in der Hinterstube warf sie sich mit dem Kinde auf die Kniee und betete laut: „Vater unser, der du bist im Himmel —"

Marge Jansen war durchaus nicht fromm, im Glück

vergißt man Gott, und im Unglück verzweifelt man an ihm, aber dann gibt es wieder Augenblicke, wo man seine rettende Vaterhand förmlich zu sehen vermeint, und so war es Marge ergangen.

— — — — — — — — — — — — — —

Immer sah sie die gräßlich verstümmelte Hand vor sich. Vielleicht war es nicht einmal so schlimm, als es ihr beim ersten Anblick erschienen war, am Ende hatte nur das hervorquellende Blut einen so entsetzlichen Eindruck auf sie gemacht. Tiefe Wunden mußten es ja gewesen sein, aber die Hand war gewiß noch zu retten.

So viel Mühe Marge Jansen sich auch gab, um sich den Unfall so gering als möglich vorzustellen, es gelang ihr nicht, sie hatte die formlosen Finger zu deutlich gesehen. Wenn nur jetzt wenigstens eine von den Nachbarinnen kommen möchte, die ihr die näheren Umstände erzählen könnte! Aber es kam niemand, es war, als ob sich alle Welt gegen sie verschworen hätte.

Würde denn nicht jeder an seiner Stelle dasselbe getan haben? War es nicht so natürlich, daß er alles daran setzte, um das Kind vor Unheil zu bewahren? Ja, wenn es glücklich abgelaufen wäre, so würde sie weiter kein Gewicht auf die Sache legen, dann hätte er nicht mehr als die Pflicht der Menschlichkeit erfüllt, — aber so?

Marge ging hinaus in den kleinen Garten, um einen Blumenstrauß zu pflücken, den sollte ihm Tini als Zeichen ihrer Dankbarkeit bringen. Er hatte dem Kinde ja nun einmal das Leben gerettet; und bei dieser Gelegenheit würde Marge auch erfahren, wie es um die Hand stand. Aber ehe der Strauß noch vollendet war, warf sie die Blumen wieder von sich. Es ging nicht, nein, es ging nicht. Er konnte Tinis Kommen als eine Annäherung auffassen, und das durfte nicht sein. Zu viel lag zwischen ihr und diesem Manne; auch waren sie ihm keinen Dank schuldig.

* * *

Wie ein großes blitzendes Auge lag das Eis auf dem Dorfteich. Am Ufer war ein rundes Loch in die Kristalldecke geschlagen, da funkelte das blanke, schwarze Wasser. Auf den umherliegenden Eisschollen hockten eine Anzahl Enten, ihre Federn waren gesträubt, und den Kopf hatten sie unter die Flügel geschoben, denn es war bitterlich kalt. Der Sturm pfiff, in großen einzelnen Flocken flatterte Schnee hernieder. Augenblicklich taute es, aber in der Nacht würde es wieder gefrieren.

Der Wind blies Alf Erichsen gerade ins Gesicht, er hatte Mühe vorwärts zu kommen. Als er jetzt am Schulhaus vorbeiging, schlug es vier Uhr, es war noch mitten am Tage, und schon herrschte tiefe Dämmerung. Alf stützte sich auf seinen Knotenstock und blieb eine Weile stehen. Er hatte Kinder gern, besonders die kleinen, gleich mußten sie nun herausgesprungen kommen, denn um Vier waren die Lehrstunden zu Ende. Aber es kam niemand. Seltsam, der Schulmeister war doch sonst so präzise, oder — nein, heut war erst Dienstag. Sie mußten wohl aus irgend einem Grunde frei haben, die Buben und Mädchen.

Da riß ihm der Sturmwind fast die Mütze vom Kopf, Alf griff mit beiden Händen danach und schritt eilends weiter. Durchdringend kalt war es, trotzdem es taute. Die Füllen sollten auch unter Dach und Fach, das hatte er sich heute morgen gelobt. Sie besaßen zwar einen dichten, langhaarigen Pelz, aber der Winter war gar zu streng und zu unbeständig. Die Tiere magerten zusehends ab, er würde ewig zu füttern haben, um sie wieder bei Fleisch zu bekommen. Im Stall war aber nicht Raum genug für die zwanzig Fohlen, darum wollte er jetzt den Zimmermann bestellen, es mußte Platz geschafft werden. Rüstig schritt Alf Erichsen vorwärts. Der Sturm umbrauste ihn nach wie vor und machte noch mehrmals Miene, ihm die Mütze zu entführen, aber er erwartete jetzt solchen Angriff und war auf der Hut.

Eine ganze Weile mußte er noch gehen, ehe er das

Ziel seiner Wanderung erreichte. Des Zimmermanns Haus war neu und modisch. Vor einigen Jahren erst, als er heiraten wollte, hatte er es beinahe eigenhändig aufgebaut. Besonders die blau und roten Schiefersterne, aus denen das Dach zusammengesetzt war, erregten die Bewunderung der Dorfleute. An der nach Osten liegenden Mauerseite befand sich noch ein aus Steinen und Balkenwerk aufgeführter Verschlag, daher drang ein dumpfes schnarrendes Geräusch, wie von einem über knotiges Holz fahrenden Hobel. Durch die duffen Scheiben eines Fensterchens fiel schwacher Lichtschein auf die Straße, der Meister war bei der Arbeit.

Eine Staketpforte öffnend, trat Alf in den kleinen, mit Kohlstauden besetzten Garten, er war ja mit der Örtlichkeit vollkommen vertraut. Oft genug hatte er hier als Bube mit dem jetzigen Meister zwischen aufgeschichteten Brettern und Ziegelsteinen umhergespielt. Die Leute sagten, es sei bei dem Zimmermannsjungen im Oberstübchen nicht ganz richtig. Sei dem, wie ihm sei, ein seltsamer Bursch war er seit je gewesen. In der Schule saß er sein Leben lang bei den Abcschützen, über notdürftiges Lesen und Schreiben brachte er es nicht hinaus. Aber zeichnen, das konnte er, darin war er ihnen allen über. Am liebsten malte er still für sich Häuser und Kirchen auf die Schiefertafel, und zu Alf hatte er einst gesagt, er wolle ein Baumeister werden. Der arme Tropf, dazu war es nicht gekommen, aber ein tüchtiger Zimmermann war doch aus ihm geworden, trotz seiner geringen Geistesgaben.

Alf klinkte eine niedrige Tür auf und befand sich sogleich in der Werkstatt. Von der rohen Holzdecke hing eine Hängelampe herab, deren Zylinder schief gesunken und von der Flamme schwarz angekohlt war. Infolgedessen herrschte dicke, qualmige Luft in dem kleinen Raum, ohne daß der Zimmermann es gemerkt hätte. Mit aufgekrempelten Hemdärmeln stand er an der Hobelbank und ließ den Hobel über ein langes schmales Brett sausen.

„Guten Abend, Meister!“ grüßte Alf auf Plattdeutsch. Der Zimmermann wandte ein wenig den Kopf. „Guten Abend,“ wiederholte er, aber der Hobel schnurrte so sehr, daß die Worte kaum zu verstehen waren.

„Sie müssen mir auf der Tenne einen Verschlag machen für die Füllen, Meister. Alte Latten und Bretter werd' ich wohl genügend haben, können Sie nicht schon morgen kommen?“

Der Mann hielt einen Augenblick in der Arbeit inne: „Morgen, nein, da kann ich nicht.“ — Er sagte das erst, nachdem er eine ganze Weile nachgedacht hatte.

„Nun, dann Donnerstag oder vielleicht Freitag!“

„Freitag! Ja, da geht es, und den Gesellen bringe ich mit.“

„Gut,“ meinte Alf, „also Freitag. Ich glaubte, bei diesem Wetter wäre nichts zu schaffen, und nun stecken Sie bis an den Hals in Arbeit.“

„O ja, ich habe zu tun, sehr viel zu tun.“

„Was soll denn das da werden?“ fragte Alf, auf die schmalen Bretter weisend, über die der Hobel wieder kreischend hinfuhr.

Der Zimmermann lachte. „Särge sollen es werden,“ sagte er fröhlich, „Särge. Drei, vier, fünf Särge.“

Offenbar befand sich der Geist des Mannes wieder in umnachtetem Zustand. Alf grauste es, und mit kurzem Gruß verließ er die Werkstatt. Um durch die Haustür auf die Straße zu gelangen, mußte er einen schmalen, mit Zement gedielten Korridor überschreiten. Vorn am äußersten Ende dieses Ganges befand sich die beste Stube der Meisterin. Zwischen den Fenstern hing ein Spiegel im Goldrahmen und darunter ein Trumeau mit einer Marmorplatte. Ja, es war vornehm eingerichtet in des Zimmermanns neuem Hause. Heute nun stand die Tür zu dem Heiligtum offen; wäre es nicht schon so finster gewesen, man hätte sich ungehindert die Pracht besehen können.

Schon wollte Alf die Haustür öffnen, als er lautes

Weinen vernahm. Da ließ er die Klinke wieder fahren und wagte es, den Fuß in die beste Stube zu setzen, denn von dorther klang das Schluchzen herüber.

Durch zwei breite, hohe Fenster konnte das schwache Dämmerlicht ungehindert ins Zimmer fallen, und so kam es, daß es hier noch heller war als im Flur. Auf dem unbequem hochgepolsterten Sofa saß tief in sich gesunken ein dem Anscheine nach noch junges Weib, das hatte den Kopf mit einer dunklen Kattunschürze bedeckt, und durch ihren zarten Körper ging heftiges Zittern.

War denn in diesem Hause heut alles verhext? Der trübselige, wunderliche Zimmermann lachte, und seine hübsche, allzeit muntere Frau weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte. Vor Jahren hatte Alf mit diesem Weibe auf derselben Schulbank gesessen. Wenn der Lehrer die Kleine schalt, so blieb sie ganz still und ernst, gleich nachher aber lachte sie wieder. Sie weinen gesehen zu haben, erinnerte er sich überhaupt nicht.

Sachte zog Alf dem jungen Weibe die Schürze vom Gesicht. „Weshalb weinst du denn so sehr, Elsbeth?" fragte er mitleidig. „Was fehlt dir, kann ich euch helfen?"

Ihre Augen schwammen wie in einem blanken See, sie war förmlich aufgelöst in Tränen.

„Uns kann niemand helfen, niemand, denn wir haben alles verloren, was wir besaßen, unser ganzes Glück." Und dann begann sie wieder leidenschaftlich zu weinen.

„Mein Gott, Elsbeth, so schlimm wird es ja nicht sein. Man muß wenigstens sehen, was sich tun läßt."

Das Weib hielt plötzlich wieder im Schluchzen inne. „Nein," sagte sie, den Kopf schüttelnd, „dabei läßt sich nichts mehr tun, gar nichts."

Sie stand auf, faßte Alf Erichsen an der Hand und zog ihn hinter sich her in ein alkovenartiges Nebenzimmer. Mitten in dem kleinen Gemach stand ein mit einem weißen Laken überdeckter Tisch, darauf brannten in neusilbernen Leuchtern zwei Kerzen. Das einzige Fenster des Stübchens

war verhängt, und die Diele war bestreut mit feingeschnittenen Buchsbaumzweigen. Alf wußte, daß sich in dem Zimmer eine Leiche befinden mußte. Die Frau führte ihn vor eine große, die ganze hintere Mauer einnehmende Wandbettstelle. Schweigend schob sie die buntbedruckten Gardinen zurück, und Alf Erichsen blickte auf zwei tote Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Ihre wachsbleichen Gesichter hoben sich scharf von dem blendenden Weiß des Linnens, auf dem Antlitz des Dirnleins spielte wie sanfter Hauch ein Lächeln, aber der Knabe mußte furchtbar gelitten haben. Mit unerbittlicher Grausamkeit lag noch der Todeskampf auf den feinen Zügen.

„Sind sie denn wirklich tot?" flüsterte Alf ergriffen. „Vor vier Tagen habe ich dem Jungen noch einen Weidenstock geschnitten, und er war frisch und munter. Wie konnte das nur so schnell geschehen?"

„Am Abend kam er mit Halsschmerzen nach Hause, er und das Mädchen. Am folgenden Tage sagte der Doktor, sie hätten die Diphtheritis, und gestern waren sie tot."

Über die Frau war eine merkwürdige Ruhe gekommen, die Alf weher tat als ihr leidenschaftliches Weinen.

„Arme, arme Elsbeth!"

„Ja," sagte das Weib, „wir sind arm geworden, entsetzlich arm. Gegen die Diphtheritis gibt es kein Mittel, sie ist ein tückisches, schleichendes Raubtier, ein mit knöchernen Fingern erbarmungslos würgendes Gespenst, vor dem man sich nicht retten kann, nicht flüchten. Ach, wir bleiben nicht die einzigen Trauernden, es wird noch mehr Tote geben im Dorfe. Heute ist schon die Schule geschlossen, denn des Küsters Knaben haben auch die Diphtheritis, und der Schneiderin klein Tini liegt in den letzten Zügen."

Alf überrieselte es kalt. Marge Jansens Kind — sein Kind. Vielleicht war auch klein Tini schon von dem unerbittlichen Tode dahingerafft, ohne daß er, der Vater, es wußte. Er mußte hinaus, er wollte fort zu seinem Kinde.

Als er im Begriff war, den Fuß über die Schwelle zu setzen, trat ihm der Zimmermann entgegen.

„Haben Sie meine Kinder gesehen? Sie sind tot, alle beide tot, und ich mache Särge, vier, fünf, sechs Särge."

— — — — — — — — — — — — —

Vorübergehende mochten wohl meinen, die Schneiderin feiere ein Fest, so hell erleuchtet waren die Fenster ihres Häuschens. Wer weiß, ob die kleine Stube jemals eine solche Fülle von Licht gesehen hatte.

Tini fürchtete sich vor der dunklen, schwarzen Nacht, sie wollte die Sonne, den Tag. Marge Jansen konnte die Sonne nicht schaffen, aber sie hatte ihre beiden hohen Petroleumlampen angezündet und sie so dicht ans Bett gestellt, daß der volle Schein auf das Kind fiel. Wirklich war es auch, als ob klein Tini etwas ruhiger würde. Röchelnd und mühsam klangen zwar noch immer die Atemzüge, doch schien es Marge, als ob sie nicht mehr mit jener entsetzlichen, jagenden Schnelligkeit aufeinander folgten, die ihr das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Am Fußende des Bettes lagen allerlei bunte Zeugflicken und die Puppe mit den Flachshaaren. Verächtlich hatte klein Tini das sonst so geliebte Spielzeug beiseite geworfen, und Marge suchte in allen Kisten und Kasten nach einem Gegenstande, der dem Kinde Freude machen konnte. Dabei war ihr auch die Kette aus blauen Glasperlen in die Hände gefallen. Alles, was klein Tini begehren mochte, würde ihr Marge gegeben haben, weshalb denn nicht diese Perlenschnur?

Mechanisch, unermüdlich ließ das Kind die blauen Glaskugeln durch die Finger gleiten, während Marge an einem Kleiderärmel nähte, den sie schon seit gestern morgen in Arbeit hatte. Er würde wohl niemals fertig werden. Zwei Tage und zwei Nächte hatte Marge Jansen jetzt nicht geschlafen, dennoch fühlte sie sich weder müde noch abgespannt. Die fieberhafte Angst, die sie seit Tinis Krankheit nicht loszuwerden vermochte, ließ es nicht dazu kommen.

An der Wand tickte die Uhr, der Atem des Kindes ward wieder schneller und mühsamer. Marge Jansen nähte weiter, immer weiter, aber sie wußte selbst kaum, daß sie es tat. Sie stach sich mit der Nadel in die Finger, daß es schmerzte, und die Blutstropfen befleckten den Stoff ihrer Arbeit, sie achtete es nicht. Verstohlen blickten ihre Augen nach dem Kinde, ihre Ohren horchten auf jeden Laut aus seinem Munde.

Wieder trat jene furchtbare, grauenhafte Atemnot ein, die Marge erzittern machte. Endlich wollte sie aufspringen, um klein Tini zu Hilfe zu eilen, aber ein Mann trat an das Bett und kam ihr zuvor.

Alf Erichsen hatte sich durch den dunklen Flur getastet. Er sah einen schmalen Lichtstreif durch die Türspalte fallen, und so war er ins Zimmer gekommen, ohne daß Marge es merkte. Wie hätte das auch geschehen sollen, sie hatte ja nur Augen und Ohren für das Kind.

Alf klopfte die Kissen zurecht und brachte klein Tini in eine sitzende Stellung, Marge Jansen nähte, sie nähte immerzu. Nach und nach begann sich das Kind wieder zu beruhigen. Tini lächelte ein wenig und sah den fremden Mann, den sie so gut kannte, dankbar und bittend mit den kranken blauen Kinderaugen an. Sogleich verstand Alf den Blick, er zog die goldene Uhr aus der Tasche und legte sie in der Kleinen Hände. Er öffnete die Kapsel und zeigte ihr die schnurrenden, fleißig sich drehenden Räder. Da sah Marge, daß ihm an der rechten Hand die mittleren Finger fehlten, nur zwei häßliche, fleischüberwachsene Stümpfe waren davon übrig geblieben.

Klein Tini war ganz in staunendes Anschauen versunken, die Uhr war ja für das Kind ein lang ersehntes Spielzeug. Alf rückte sich einen Stuhl an das Bett und warf einen furchtsamen, beinahe flehenden Blick auf Marge. Sie wußte nicht, was er wollte, es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, ihn fortzuweisen. Nur für das Kind hatte Marge Jansen Gedanken, für sonst nichts auf der Welt.

„Wann ist der Physikus zum letzten Male hier gewesen?"

„Heute mittag um zwölf Uhr."

„Ich will ein Pferd nehmen und ihn holen, es ist besser."

„Des Lehnsmanns Knecht ist schon nach der Stadt geritten, in einer Stunde kann der Doktor hier sein."

„Ist es heute schon einmal so schlimm gewesen?"

„Schon heut morgen. Ich wollte, der Physikus sollte schneiden, aber Tini fürchtete sich so sehr, und er meinte auch, es wäre noch immer Zeit dazu."

Stumm saßen sich die Eltern gegenüber, in dem Bette lag das ächzende Kind. Mitunter bewegte klein Tini die Lippen, als ob sie reden wollte, vielleicht mühte sie sich, das Geheimnis der kreisenden Räder zu ergründen. Das Kind röchelte, die Uhr tickte, man hörte, wie der Docht in der Lampe das Öl auffaugte.

Dann plötzlich glitt die goldene Uhr von der Bettdecke herab und fiel mit lautem Klappern zu Boden. Ein schnurrendes Geräusch, die Räder standen, es mochte wohl die Feder im Werke zersprungen sein. Klein Tini tastete mit den Händen in die Luft. Ihre Brust hob und senkte sich, sie wollte atmen, sie konnte nicht. Die Äderchen an den zarten Schläfen schwollen an, aus den blauen Augen schrie es nach Hilfe.

Marge und der Mann sprangen voll Angst in die Höhe. Er hob das Kind aus den Kissen und nahm es auf den Arm. Klein Tini gurgelte und ächzte. Sie wollte atmen, atmen, aber nur dumpfe, qualvoll schaurige Töne klangen pfeifend durch das Zimmer. Alf flüsterte dem Kinde zärtliche, beruhigende Worte zu. Klein Tini wand und krümmte sich in seinen Armen, er hatte Mühe, sie zu halten. Mit der Linken umklammerte sie seine Schulter, die Rechte griff hilfesuchend ins Leere, bis sie an dem Halse ihrer Mutter Halt fand.

Wange an Wange lagen die Gesichter der drei einzigen

Menschen in dem kleinen Hause. Ein konvulsivisches Ringen und Winden, ein hohler, pfeifender, gurgelnder Ton. Das Haupt mit den blonden Härchen sank kraftlos herab, über die matten blauen Augen schlossen sich die Lider.

Klein Tini rang nicht mehr qualvoll nach Atem, die Engel hatten ihre Seele zum lieben Gott getragen.

Des Kindes Herz hatte aufgehört zu schlagen, sie fühlten, wie seine Glieder kalt und steif wurden. Alf löste Tinis Händchen von ihrer Mutter Hals und legte den kleinen Leichnam behutsam auf das Lager. Er hieß Marge sich setzen und ließ sich selbst wieder auf dem Stuhl am Bette nieder. So hielten sie die Totenwacht an der Leiche ihres Kindes.

Dem Manne rannen ununterbrochen die hellen Tränen über die Wangen, Marge saß stumm und starr, ihre Augen brannten wie Feuer, aber sie konnte nicht weinen.

Man hörte das Aufschlagen von Pferdehufen, vor dem Hause hielt ein Wagen. Mit einem lauten, derben Gruß trat der Arzt in das Zimmer, das war so seine Art, wenn er Angst und Sorge bannen wollte. Aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Er sah den weinenden Mann, das starre Weib und auf dem Bette das tote Kind. Hier konnte er nicht mehr helfen. Für das, was ihm zu tun übrig blieb, war auch noch morgen Zeit. Leise, ohne ein weiteres Wort geredet zu haben, verließ er das Haus.

Von draußen klang dumpfes Gerassel herüber, es war das Geräusch der vorwärts rollenden Räder.

Surrend sog der Docht in den Lampen nach wie vor das Öl in die Höhe, an der Wand tickte die Uhr. Der Mann hatte den Kopf auf die Kante des Bettes gelehnt, er weinte.

So verrann die lange, lange Winternacht. Mählich dämmerte der Morgen, es begann Tag zu werden.

Marge stand auf und löschte die Lampen. Wozu sollten sie noch brennen, durch die Scheiben fiel ja das trübe Licht des Morgens.

Stumm saßen sie einander gegenüber. Marge Jansen brütete vor sich hin, und der Kopf des Mannes lag noch immer auf der Bettkante. So ward es denn vollends Tag.

Endlich richtete Alf sich empor, er wischte die Tränenspuren aus den Augen und erhob sich.

„Ich muß jetzt fort, darf ich in einer Stunde wiederkommen?"

Sie nickte: „So bald und so oft Sie wollen."

„Ich danke dir, Marge Jansen."

Alf reichte ihr die Hand, und für einen Augenblick lagen die häßlichen Stümpfe in ihrer Rechten. Als er dann den Kopf hob, traf ihn ihr Blick, und er erschrak. Das waren ja nicht mehr die schimmernden, blitzenden Augen von gestern. Jedes Feuer, jeder Glanz war in ihnen erloschen. Nur qualvolles, alles Leben tötendes Weh lag in diesen Augen, die Flamme war tot, er suchte sie vergebens.

In der Nacht war Schnee gefallen, Straße und Felder waren mit dichter, weißer Decke verhüllt. Von den Dachziegeln fielen einzelne schwere Tropfen, wie Tränen, die der Himmel weinte.

Hohe Jagd.

Die Baronesse Gosche von Ringstedt öffnete in höchsteigener Person die Tür ihres Hauses und komplimentierte ihren Besuch hinaus.

„Ich bedaure das fatale Vorkommnis ganz unendlich, meine verehrte Frau Landrat," sagte sie liebenswürdiger, als es sonst ihre Art war, „und auch meine Nichte ist untröstlich, das kann ich Sie versichern."

Die Landrätin seufzte: „Der Simson war ein einziges Tier, einen solchen Kater bekomme ich im Leben nicht wieder, denken Sie nur, er war dreimal prämiiert. Aber jetzt ist er tot, niemand kann mehr etwas daran ändern, und ich will und ich werde vergessen."

Nachdem sie diesen letzten Worten mit ungewöhnlicher Energie Ausdruck gegeben hatte, winkte sie noch einmal versöhnlich mit der behandschuhten Rechten und segelte darauf nach links die Dorfstraße hinab.

Man war im Dezember, draußen war es kalt. Infolgedessen zog Baronesse Gosche bald genug den Kopf zurück, verschloß sorgsam die Tür und gelangte durch drei kleine Wohnzimmer in die geräumige Eßstube. Auf dem großen, mit einer Gummidecke belegten Speisetisch befanden sich zwischen Putzlappen und Patronenhülsen ein Pulverhorn, Ölflaschen und ähnliche schöne Dinge, während die untröstliche Nichte bei der Thiessen am Fenster stand und sich eifrig damit abmühte, den Lauf einer Flinte blank zu reiben. Die Baronesse schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Ich hoffte dich bei einer vernünftigen weiblichen Handarbeit zu finden, Kathrin," rief sie ärgerlich, „aber jetzt stehst du wieder hier und reinigst Gewehre wie ein Ritterfräulein aus dem zwölften Jahrhundert!"

„Feuerwaffen gab's im zwölften Jahrhundert bestimmt noch nicht," warf die Thiessen ein, „und daß die Ritterfräulein sich besonders mit dem Waffenputzen beschäftigt haben sollen, ist mindestens zweifelhaft."

„Thiessen," sagte die Baronesse, „Sie sind eine Schulmeisterstochter, und das Schulmeistern steckt Ihnen im Geblüt. Es ist ja wahr, Sie wissen mancherlei, hauptsächlich wenn Sie kurz vorher etwas über einen Gegenstand gelesen haben, aber mich brauchen Sie nicht zu belehren, ich bin zu alt dazu. Und du, unseliges Kind," wandte sie sich von neuem an ihre Nichte, „du läßt mir das Spielen mit den Schießgewehren bleiben. Wenn du mir nicht sogleich den Kram aus den Augen bringst, wahrhaftig, ich schließe alles ein."

„Aber Tante," sagte Kathrin, ohne ihre Tätigkeit zu unterbrechen, „Papas Waffen dürfen doch nicht verrosten, das Putzen mußt du mir erlauben, aus Pietät schon."

„Meinetwegen," gab Gosche klein bei, „damit ist es dann aber auch genug, sonst schießt du dir ja wohl noch einmal einen Finger ab, und von einer Partie ist dann überhaupt nicht mehr die Rede. Wer möchte wohl eine Frau mit neun Fingern, das ist ja niemand zuzumuten. Nein, das Schießen hört auf, Unglück hast du, weiß Gott, schon genug damit angerichtet. Die Landrätin war außer sich, und wer will es ihr verdenken; sag bloß, Mädchen, warum hast du eigentlich den Simson totgeschossen?"

Kathrin zog die Oberlippe hoch, was ihrem allerliebsten Gesichtchen einen drollig-trotzigen Ausdruck gab. „Ich kann Katzen nicht ausstehen," gestand sie ohne Umschweife, „sie sind mir ein Greuel, dieser Simson nun vollends, denn er raubte mir den Schlaf, und wer läßt sich das auf die Dauer gefallen. Neulich Nachts schrie er einmal

wieder so laut, daß ich erwachte. Ich stand wütend auf, öffnete ganz leise das Fenster, und richtig, da ritt das schwarze Untier auf dem First unseres Waschhauses. Na, da nahm ich die Büchse und knallte das Vieh herunter, wer kann es mir verdenken? Hätte ich gewußt, daß es der Landrätin Simson war, der mir allnächtlich dieses Ärgernis bereitete, vielleicht würde ich ihn geschont haben, aber, auf Ehre, ich hatte keine Ahnung, denn Kater ist Kater, und eine Visitenkarte hatte er nicht bei sich."

„Kathrin," sagt die Thiessen, „wenn Sie nun doch doch so schrecklich gern knallen mögen, weshalb schießen Sie uns denn nicht einmal einen Hasen, den könnt' ich prächtig brauchen in der Küche."

Das junge Mädchen zuckt die Achseln: „Haben Sie schon mal einen Hasen auf einem Dach gesehen?" fragt sie zurück.

„Allerdings nicht, bloß Spatzen und allenfalls Katzen."

„Nun also, aus diesem Grunde schwärme ich eben für die ‚Hohe Jagd'." Kathrin lacht über ihren Witz, aber es klingt nicht froh, eher traurig, als ob sie lieber weinen möchte.

Die Baronesse hüstelt leicht. „Wir Ringstedts sind alle ein bißchen grob," sagt sie in einem Tone, als wenn grob sein ein Verdienst wäre, „aber der da drüben, der ist es zu sehr. Mir deucht auch, du bist auf dem besten Wege, ein Original zu werden, Kathrin, äußerlich siehst du der Pogwisch bereits ein bißchen ähnlich, von Charakter artest du hoffentlich anders."

Das Fräulein warf einen prüfenden Blick auf „die Pogwisch", deren Konterfei in einem riesigen, windschiefen Ebenholzrahmen rechts vom Büfett hing. Dieses Porträt war das älteste noch vorhandene Bildnis einer Dame aus dem Hause Ringstedt, und deshalb hielt Gosche große Stücke darauf. Zu sehen war von der Pogwisch nun gerade nicht sehr viel. Eine rissige, schwarzbraune Fläche, in deren Mitte sich ein schmutzig ockerfarbenes Ornament befand, dessen Form

gewissermaßen an die französischen Lilien erinnerte. Es war aber nicht etwa irgendwelch heraldisches Zeichen, sondern es stellte die Backenknochen und das Nasenbein der Pogwisch dar, wenn man genau zusah, so konnte man's auch erkennen.

„Es ist ein Jugendbildnis," erklärt die Baronesse, „sie wurde als Braut gemalt, aber sie war erst sechzehn Jahre alt."

Kathrin lacht, dieses Mal herzlich und ungezwungen. „Wenn ich jetzt so aussehe, dann kann ich in meinem Alter gut werden."

Gosche hört nicht darauf. „Wie der alte Grobian da drüben sich gefuchst haben mag, als er das Bild nicht vorfand," sagt sie nicht ohne Genugtuung, „ich hab's aus der Saalwand ausheben lassen, und nehmen kann er mir's nicht, es ist mir endgültig zugesprochen."

„Ach ja," bestätigt Kathrin wehmütig, „das ist es, aber Ringstede haben sie uns genommen."

„Das kommt bloß von den preußischen Gerichten her," ruft die Baronesse wütend, „so wahr ich hier stehe, es ist gegen alle Gerechtigkeit. Dein Großvater, Kathrin, war ein Halbbruder von der Ranzentowitz, und deren Vetter — nein, es war eine Cousine —"

Kathrin macht eine abwehrende Bewegung. „Liebe Tante, rege dich nicht auf, die jüngere Linie allein war erbberechtigt, die ältere nicht, infolgedessen hat auch Onkel Weinhold Ringstede bekommen und wir nicht. Mit Fug und Recht, wie ich glaube."

„Wir sind Uradel," eifert die Thiessen.

„Das will ich meinen," sagt Gosche, mit dem Knöchel ihres Zeigefingers auf die Tischplatte klopfend, „sie nicht, sie sind seinerzeit bloß adoptiert. Adoptieren ist überhaupt Unsinn — und sie hatten eine Bürgerliche in der Familie, 1743 — aber was nützen alle Beweise, die preußischen Gerichte —"

„Wir müssen uns zu trösten suchen, es ist jetzt nichts mehr dabei zu machen."

„Gar nichts," klagt Gosche, „an die letzte Instanz hab' ich appelliert. Solch ein Undank von dem Alten, zwanzig Jahre hindurch verwaltete ich ihm das Schloß mit aller Sorgfalt und Uneigennützigkeit, und als er dann mit seinem Herrn Sohn hineinziehen will, da jagt er uns hinaus."

„Er hat uns doch das Witwenhaus hier zurecht gebaut, liebe Tante, das müssen wir immerhin anerkennen, nötig hatte er das nicht."

„Alles Spekulation, er denkt, wir machen's hier nicht lange. Das Haus ist feucht, ist ungesund, Pilze wachsen in den Zimmern."

„Und die Öfen ziehen nicht, und die Küche ist im Keller, wie gräßlich unbequem," ergänzt die Thiessen.

„Schließlich müssen wir ihm doch noch dankbar sein, Tante Gosche. Er hat uns doch auch ein Jahresgeld ausgesetzt, trotzdem er dir infolge deines ewigen Prozessierens unmöglich grün sein konnte."

„Soll ich mir vielleicht Hab und Gut nehmen lassen, ohne das Äußerste versucht zu haben; fällt mir nicht ein! Und was das Jahresgeld anbetrifft, ich weiß nicht, was du dir einbildest, verhungern lassen kann er uns doch nicht, das würden ja wohl selbst die preußischen Gerichte nicht leiden. Letzten Sonntag sitze ich in der Loge und bete still für mich mein Vaterunser, wer kommt herein — der Alte, sieht sich prüfend um und geht dann wieder hinaus. Was meint ihr, was er tat, er kletterte auf den Orgelboden hinauf, und da stand er während der ganzen Predigt mitten zwischen den Dorfjungen. Glaubt er vielleicht, ich räume seinetwegen meinen angestammten Platz, überlass' ihm die Loge und setze mich im Schiff auf die Bank vor der Kanzel? O nein, da irrt er, ich bin Uradel. Der Erbprinz hat meine Erbprinzessin geheiratet, weil meine Erbprinzessin eigentlich hätte Erbprinz sein sollen, das hatte Takt, aber das da drüben, das hat von Takt nicht die Spur."

„Nicht die Bohne," grollt die Thiessen, „aber auch nicht so viel."

Kathrins Antlitz nimmt einen unendlich hochmütigen Ausdruck an, sie stampft sogar ein wenig mit dem Fuß. „Jetzt bringen sie die Sache auch noch aufs Tapet, das ist mir wirklich zu arg."

„Laß Thiessen nur reden, meine Tochter," sagt die Baronesse gemütlich, „Thiessen hat einen hellen Kopf und das Herz auf dem rechten Fleck, kann dir gar nicht schaden, wenn du ab und zu mal Thiessens Meinung zu hören bekommst."

„Meinetwegen mögt ihr dieses Thema jetzt erörtern, solange ihr Lust habt," ruft Kathrin ärgerlich, „ich geh' auf den See! Das Eis ist prachtvoll, spiegelglatt, Punkt drei zu Tisch seht ihr mich wieder." Damit nimmt sie das Gewehr und klettert die schmale, steile Treppe in ihre Stube hinauf, von wo man sie ein weniges später wieder mit den klirrenden Schlittschuhen herabkommen hört.

* * *

Obgleich fast kein Wind zu spüren war, so war es doch bitterlich kalt. Die Wege waren hart und fest gefroren, und auf den Rasenflächen, wie auf dem Gezweig der Bäume und Sträucher lag der Reif, den die Sonne noch nicht fortgetaut hatte. Um die untergelegten Rosen herum waren Erdschollen verstreut, schroff und zackig wie wilde kleine Felsen, und auf einer der Rabatten gewahrte Kathrin noch ein Stiefmütterchen, das verstört und halb erfroren in den unwirtlichen Wintertag hineinblickte. Der Garten, der zum Witwenhaus gehörte, war nur von geringem Umfang und der Anlage nach neu. Früher war hier ein verwahrlostes Gelände gewesen, fast dicht bewachsen von Tee- und Schneebeersträuchern, von Tigerlilien und Päonien und all den andern lieben altmodischen Staudenblumen. Hübsch war es gewesen, sicherlich, aber Gosche hatte dennoch alle die Pflanzen herausreißen lassen, was ihr schließlich niemand verdenken konnte. Die neuen Anlagen waren jetzt noch ziemlich kahl, trotzdem das Vorhandene tunlichst benutzt war, mit der Zeit würde aber

auch dieser Garten hübsch werden, dafür sorgte schon der See, der ihn an der Südseite begrenzte. Im Herbst schlugen seine Wellen ans Land, klatschend und zornig, im Sommer raunten und sangen sie leise, und heut sagten sie gar nichts, gefesselt und schweigend schliefen sie lautlos unter dem blitzenden Schilde, das der Winter über sie gebreitet hatte. Der See war nicht groß, er war nur etwa eine halbe Stunde breit und hatte kaum zwei Stunden im Umfang. Rechts und links erstreckten sich Ackerfelder, regelmäßig von Furchen durchzogen, in denen sich weißer Reif in geraden Linien von dem eintönigen Grauschwarz der ebenen Fläche abhob. Vor sich in der Ferne sah Kathrin das hohe rote Ziegeldach von Ringstede, die zackige Turmkrone schien sehnsüchtig zu ihr herüberzublicken, und die alten Bäume nickten und grüßten. Kathrin hatte in wenigen Minuten die Schlittschuhe unter den Füßen, und einen Augenblick später schon flog sie in gewundenen Linien über die glitzernde Fläche dahin. Das Eis war vortrefflich, nur nach dem Dorfe zu, wo die Wellen sich wohl ganz besonders unwillig hatten in Bande schlagen lassen, befand sich eine unebene Strecke. Die Wangen des jungen Mädchens glühten, ihre Augen blitzten, und Ringstede lockte und winkte. Kathrin konnte nicht anders, sie fuhr hinüber, und bald glitt sie langsam vorbei an dem Paradiese ihrer Kindheit. Nachdem Kathrins Eltern früh gestorben waren, hatte Tante Gosche die kleine Waise in ihre Obhut zu sich nach Ringstede genommen. Um den Besitz dieses Gutes führte die Tante einen wahnsinnigen Prozeß nach dem andern mit Onkel Weinhold, gehört hatte es ihr niemals, aber Kathrin glaubte es, so fest fast wie die Tante selber. Dann endlich war der letzte Richterspruch gefällt, alles Fürchten und Hoffen war zu Ende, Ringstede blieb ihnen ewig verloren. Einige Jahre waren sie ja noch dort wohnen geblieben, bis dann Vetter Klaus den Dienst quittierte und an Stelle seines Vaters die Bewirtschaftung in die Hand nahm. Der alte Oberst begleitete natürlich seinen einzigen Sohn, und sie mußten fort ins Witwenhaus. Was aber

Gosche auch sagen mochte, schlecht war Onkel Weinhold nicht gegen sie gewesen, wenn er auch ihr, Kathrin, das Lebensglück geraubt hatte. In solch trübe Erinnerungen versunken, war sie bis an die letzten Ausläufer des Parkes gelangt, als sie jäh aus ihrem Sinnen auffuhr. Sie hörte hinter sich her einen Läufer kommen, das pfeifende Geräusch der über das Eis dahinsausenden Stahlschuhe drang bereits so deutlich an ihr Ohr, daß an Flucht nicht zu denken war. Im nächsten Augenblick befand sich denn auch der Erbe und künftige Besitzer von Ringstede an ihrer Seite.

„Morgen, Kathrin,“ rief der junge Baron heiter, „wie geht's denn; prächtiges Eiswetter, was?“

„O ja,“ meinte sie kurz, „das Eis ist gut.“

„Ich fürchte nur, wir werden bald Schnee bekommen.“

Sie warf einen prüfenden Blick gen Himmel. „Möglich, die Luft ist dick.“

„Gib mir die Hand, Kathrin,“ bat der Leutnant, „wir wollen zusammen, das geht viel besser.“

„Nein,“ sagte sie fast rauh, „laß mich, ich mag lieber allein,“ und damit begann sie zu holländern in weiten, korrekten Bogen.

„Hm, vor drei Jahren, in Berlin, bist du ganz gern mit mir gefahren. Weißt du noch bei der Rousseau-Insel, wie sie dich da angestarrt haben, und hätten sie dich erst als Kunstläuferin bewundern dürfen, da würden sie Augen gemacht haben. Ach, Kathrin, war ich damals verliebt in dich, beinahe ebensosehr wie heute!“

Sie stand urplötzlich still, so daß er ein ganzes Stück an ihr vorbeischoß. „Klaus,“ rief sie ernsthaft, „wenn du willst, daß wir hier gemeinsam auf dem See Schlittschuh laufen sollen, so sprich mir nicht mehr von Liebe.“

„Bon,“ sagte der Leutnant, „abgemacht.“

Darauf reichte sie ihm die Hände, und in der nächsten Minute flogen sie, ein vereintes Paar, über die blitzende Fläche dahin.

* * *

Ungefähr zur selben Zeit, während sich draußen auf dem See diese sensationelle Begebenheit abspielte, trat die Thiessen, ein blaugrün kariertes Cape über den Arm, in den kleinen Salon der Baronin. Sie warf den Umhang achtlos auf einen Stuhl, schritt hastig auf den Schreibtisch zu und begann unter den dort aufgestellten Sachen zu kramen.

„Thiessen,“ schalt Baronin Gosche, die mit einer Point-lacé-Näherei am Fenster saß, „wollen Sie wohl gleich Ihre Finger von meinen Heiligtümern lassen, ich liebe es durchaus nicht, wenn Sie überall herumstöbern.“

Die Thiessen ließ sich nicht im geringsten stören, sie schob gleichmütig ein Schubfach zu, öffnete einen verblichenen Maroquinkasten und entnahm ihm einen zierlichen alten Operngucker.

„Was wollen Sie bloß damit, Thiessen?“ fragte die Baronesse erstaunt; „aber geben Sie mir das Ding doch mal her, ich möcht's mal sehen. Wirklich, ein schönes Opernglas, ich hab's noch von meiner Prinzessin bekommen, das Gestell ist ganz aus Perlmutter zusammengesetzt, und das Monogramm hier vorn ist einmal mit Brillanten ausgelegt gewesen. Schändlich, während des verfluchten Prozesses sind alle meine Juwelen aus den Schmuckstücken herausgefallen; na, was liegt schließlich daran, geärgert hat er sich doch.“

„Ja,“ bestätigt die Thiessen, „geärgert hat er sich,“ damit nimmt sie den Umhang und legt ihn ohne weiteres der Baronesse um die Schultern. „Kommen Sie doch mal mit in den Garten, Baronesse, ich möchte Ihnen dort etwas zeigen.“

„Sie sind einfach wunderlich geworden, Thiessen,“ schilt die Baronin, „was kann draußen groß zu sehen sein: Schnee, Eis und kahle Bäume, dafür hab' ich gar kein Interesse.“ Sie legt aber doch die Nadel und den Spitzenkram beiseite und läßt sich ins Freie führen.

„Es muß mächtig gefroren haben letzte Nacht,“ sagt sie, als sie mit der Thiessen auf den steinharten Wegen

dahinschreitet, „eigentlich früh im Jahr, Mitte Dezember. Wenn Sie mich zum besten haben, Thiessen, und ich nichts Ordentliches zu sehen bekomme, so sollen Sie etwas erleben. Wohin soll die Reise nur gehen, ich bin wirklich gespannt.“

„Nach dem See zu,“ erklärt die Thiessen.

„Mein Gott, Sie wollen wohl schlittern? Arme Person, ich fürchte, sie ist verdreht geworden.“

Hart am Gestade des Sees, wo man den besten Überblick hat und die Bank aufgestellt ist, da bleibt die Thiessen stehen. „So,“ sagt sie, den Operngucker richtend, „hier ist es gut, besser können wir's nicht haben. Halten Sie das Glas auf den Turm, Baronin, jetzt auf den See herunter, ein klein bißchen rechts, so — Sehen Sie etwas?“

Baronesse Gosche nickt, sie blickt eine ganze Weile lächelnd und interessiert auf das gegenüberliegende Ufer, dann gibt sie mit einem Seufzer das Glas zurück.

„Nun?“ fragt die Thiessen.

„Was denn?“

„Na — —!“

„Thiessen,“ sagt die Baronin kopfschüttelnd, „Sie sind eine Gans, Sie sind viel dümmer, als ich meinte. Der Alte da drüben existiert nicht für uns, er hat keine Visite gemacht, weil er ein Hasenfuß ist, trotz seines Oberstseins und seiner Grobheit. Der Junge aber, der gefällt mir, der hat Besuch gemacht und ist ein Gentleman, ein frischer, netter Kerl. Warum in aller Welt sollte Kathrin nicht mit einem Kavalier Schlittschuh laufen, wenn sie dazu aufgefordert wird; zu heiraten braucht sie ihn doch deshalb nicht. Die Kathrin ist stolz, mehr vielleicht, als wir alle zusammen, und wenn der Alte da nicht Pater peccavi sagt und in der Karosse kommt, den Brautwerber zu machen, so können Sie warten, Thiessen, länger als Ihr Lebensfaden anhält. Der da auf Ringstede mag nun sein, wie er will, ein Ringstedt ist er ja schließlich doch, und das, Thiessen, das ist eine halsstarrige Art.“

* * *

Der graue Wintertag ist nach einer kurzen Dämmerung in einen finsteren Abend übergegangen. Es schneit. Die Damen im Witwenhaus haben eben den Tee genommen, der nach ländlicher Sitte schon um acht Uhr gereicht wird, sie sitzen jetzt beieinander in der Baronin kleinem Salon und plaudern von Weihnachten. Gosche seufzt, die Thiessen seufzt, und Kathrin seufzt auch. Ach, Weihnachten! Die Baronesse leidet wohl am meisten unter den veränderten Verhältnissen, denn abgesehen von ihren persönlichen Ansprüchen liebt sie den Prunk und die Repräsentation, und welch ein Unterschied zwischen damals und heute. Im vorigen Jahre wurde noch in einem der ausgeräumten Säle des Schlosses beschert. Zwischen zwei riesigen Lichterbäumen haben die Gabentische gestanden, und die Schulkinder sind unter Führung des Lehrers gekommen, schüchtern, lächelnd, mit großen erwartungsvollen Augen. „Stille Nacht, heilige Nacht!" Die Kinder sangen, der Pastor hat begleitet, darauf wurden sie an die Gabentische geführt. Ein Wispern erst nur, ein Raunen, dann ein unterdrückter Jauchzer, ein verhaltenes Lachen, dem sich hie und da schon ein Laut ureigenster Natürlichkeit beigesellt. „Kiek blots, watt'n Appeln!" — „Mien Popp hett'n rode Kleed!"

Kathrin wird umringt von den Kleinen, denen sie das Spielzeug zeigt, die Pfefferkuchenmänner und die Fibeln. Die Thiessen hilft den Mädchen ihre Kleider bewundern, und die Baronesse hält's mit den Buben. Bald ist alle Scheu verschwunden, man kann sein eigen Wort nicht verstehen vor den Ausbrüchen jubelnder Freude. Um Neun, viel zu früh für die meisten, hält der Pastor seine Ansprache, und dann kommen sie alle gelaufen, dem Alter nach, der Baronesse die Hand zu schütteln. „Viel Dank auch, gnädigste Baronesse, viel Dank auch," und damit ist der offizielle Teil des Festes zu Ende. So war es früher gewesen, Jahre hindurch, jetzt aber ist das Einkommen beschränkter geworden und die Räume sind es auch.

„Wir dürfen nur die Allernötigsten nehmen dieses Mal," sagt Gosche resigniert, „Lahmanns, die Webersleute und vor allem die Feddersens. Du könntest einmal die Liste aufstellen, Kathrin, denn Versehen dürfen nicht vorkommen. Der da drüben wird es natürlich großartig machen, damit sie uns um so eher vergessen."

Die Baronesse streicht mechanisch die Tischdecke glatt und versinkt in Schweigen.

Auch Kathrin hält es für angemessen, auf die letzte Bemerkung der Tante nicht weiter einzugehen, und so herrscht denn eine Weile die tiefste Stille, bis die Thiessen plötzlich ganz laut ausruft: „Was wird denn aber jetzt aus dem Hasen?"

Baronesse Gosche fährt aus ihrem trübseligen Sinnen erschreckt auf, gönnt der Tischdecke ihren Frieden und fragt ebenfalls: „Ja, was wird aus dem Hasen, Kathrin, was wird nur aus des Sanitätsrats Hasen? Bekommen muß er einen, das steht fest."

Aber Kathrin schüttelt melancholisch den Kopf. „Nein," sagt sie bestimmt, „der gute alte Sanitätsrat muß sich dieses Mal ohne meinen Festbraten behelfen."

„Das ist nicht möglich!" ruft die Thiessen. „Fünf Jahre hindurch haben Sie dem alten Herrn an jedem Weihnachtsabend einen Hasen verehrt, und jetzt wollen Sie damit aufhören. Sie würden ihm das Fest verderben, er denkt, Sie haben ihn vergessen."

Kathrin zuckt die Achseln: „Ich darf ja nicht schießen."

„Ich nehme mein Verbot von heute mittag zurück," erklärt Gosche eifrig, „keine Regel ohne Ausnahme."

„Wir haben aber keine Jagd mehr, liebe Tante."

„So müssen Sie einen Hasen kaufen, Fräulein Kathrin, im Grunde ist es doch dasselbe."

„Nein, nein, Thiessen, das geht nicht, kaufen kann sich ja der Sanitätsrat auch selbst einen, nur ein eigenhändig von mir erlegter Lampe hat Wert für ihn."

„Du könntest nach Orlewitzhof hinübergehen," rät

Baronesse Gosche, „der Orlewitzer wird es nicht übelnehmen, wenn du seinen Hasenbestand um ein Exemplar verringerst.“

„O nein,“ beharrt Kathrin, „auch das tue ich nicht, es muß durchaus ein Ringsteder Hase sein, und da das nicht möglich ist, so wird der gute Sanitätsrat in diesem Jahr verzichten müssen. Ich kann ihm nicht helfen.“

„Du bist ein eigensinniges Ding, Kathrin,“ schilt die Baronesse, „wenn du deinen Starrkopf aufsetzt, ist mit dir nichts anzufangen. Mach, daß du hinauskommst, Thiessen und ich wollen dich gar nicht länger hier dulden, wir müssen auch an die Arbeit.“

Kathrin steht auf. „Ja, ja, ich habe ja selbst noch zu tun, damit ich fertig werde, es ist ganz gut, daß ihr mich fortschickt.“

Als sie dann die Tür öffnet, ruft ihr die Baronesse noch einmal nach: „Vergiß mir nicht die Liste, Kathrin; wenn's möglich ist, schreib sie heute abend.“

Kathrin verspricht es. „Gewiß,“ sagt sie, „ich will mich sogleich daran machen, einmal muß es ja doch sein.“

Die Baronesse nimmt ihre ewige Point-lacé-Näherei in die Hand, aus der irgend eine Weihnachtsgabe für Kathrin entstehen soll, und die Thiessen beginnt eifrig Fransen an einen Teppich zu knüpfen. Die Holzscheite im Ofen knistern, und draußen schneit es — die richtige Weihnachtsstimmung.

Indessen geht Kathrin in einem der andern Zimmer gehorsam an die ihr aufgetragene Beschäftigung. Sie sucht einen Foliobogen hervor, holt Tinte und Feder und beginnt die Liste der zu Beschenkenden aufzustellen. In früheren Jahren war das eine ganze Arbeit, die Umsicht und Zeit erforderte, jetzt, Kathrin zählt nach, jetzt sind es gerade zwölf Personen, die paar Alten nicht eingerechnet. Sie seufzt, schiebt den Stuhl zurück und tritt an die Gartentür. Wie dunkel es draußen zu sein scheint, es schneit. Kathrin legt die Stirn an die Scheibe und blickt hinaus, allmählich beginnt sie die Bäume und Sträucher, die ein-

zelnen Gegenstände zu unterscheiden, gleichmäßig rieselt der Schnee in weichen, weißen Flocken. Morgen wird eine gute Hasenjagd sein, ob sie am Ende doch nach Orlewitz hinübergeht? Der alte Sanitätsrat ist langjähriger Hausarzt bei den Ringstedts und zugleich ein treuer Freund der Familie, der von Kathrin ganz besonders; es wäre traurig, wenn er keinen Hasen bekommen sollte. Und plötzlich durchzuckt sie ein Gedanke, eine Tollheit, die sie zuerst fast erschreckt, und die gleich darauf beinahe etwas Berauschendes für sie hat. Wenn sie jetzt ihre Flinte nähme und die Schlittschuhe und über den See hinüberliefe nach Ringstede, da könnte sie vielleicht noch heute abend einen Hasen erlegen. Die Sache beginnt ihr immer reizvoller zu erscheinen: ein gewilderter Lampe, der würde dem alten Herrn sicherlich einen ganz besonderen Spaß machen. Aussichtslos ist die Sache nicht. Im vorigen Jahre waren die Hasen oft genug bei dem Ringsteder Kohl zu Gaste, weshalb sollten sie diese Gewohnheit jetzt aufgegeben haben, und gefährlich — gefährlich ist es schließlich auch nicht. Natürlich vorsichtig muß sie sein, zuerst muß sie sich überzeugen, daß auch niemand in der Nähe ist. Den Schuß wird man ja wohl hören, aber die Baulichkeiten sind eine ganze Strecke vom Küchengarten entfernt; ehe jemand hinzukommt, ist sie längst auf dem Eise, und da mag sie verfolgen wer will. Die Lust blitzt Kathrin in den Augen, sie will es, wahrhaftig sie tut es. Lautlos holt sie die Flinte und die Schlittschuhe, steckt Patronen zu sich, und nachdem sie dann noch die Jacke angezogen und die Mütze aufgestülpt hat, ist sie reisefertig, das Abenteuer kann beginnen. Leise, leise schleicht sie auf den Fußspitzen über den Korridor, zum Glück wird sie von der Dienerschaft nicht bemerkt, und auch Nero, der braun- und weißgefleckte Jagdhund, tritt, ohne anzuschlagen, nur schmeichelnd an sie heran. Ob sie Nero mitnimmt? Nein, nein, das geht nicht. „Bleib, Nero, bleib drinnen, hörst du wohl."

Hoch aufatmend und fröhlich in sich hineinkichernd,

steht sie draußen. Wie es schneit, welch ein Gewimmel von weißen Flocken! Wenn der Schnee sie nur nicht hindern wird, die Schlittschuhe zu benutzen. Jetzt läßt sie es aber darauf ankommen, jetzt soll es versucht werden. Kathrin durchschreitet eilig den Garten, befestigt die Stahlschuhe, und schon ist sie auf dem Eise. Wie wundervoll es ist so am Abend, wie totenstill, auch kein Laut ist vernehmbar, kein Ton, nur das leise Knarren ihres Fußzeugs. Als sie Ringstede näher kommt, wird sie doch ängstlich; ist es vielleicht unrecht, dem Alten da drüben einen Hasen wegzuknallen? Sie muß lachen, die Sünde wird ihr Herz nicht belasten, sie hätte ja nur Klaus um seine Begleitung bitten können, der würde mit Freuden eingewilligt haben. Jetzt ist Kathrin am Ziel, nun soll sie ihre Geistesgegenwart beweisen, zeigen, daß sie ein Soldatenkind ist. Weit hat sie nicht zu gehen, denn der Küchengarten stößt fast direkt an den See, nur nach rechts darf sie sich nicht wenden. Dort in den Kronen der alten Silberpappeln haben die Krähen meist ihr Nachtquartier aufgeschlagen, und wehe, wenn sie die schwarzen Unglücksvögel weckt, da fliehen auch die Hasen von dannen. Kathrin löst die Schlittschuhe von den Füßen, legt sie behutsam ans Ufer an einen Platz, den sie leicht wiederzufinden meint, und klettert ans Land, vorsichtig, Schritt für Schritt. Bei dem leisesten Rascheln eines Blattes, bei dem geringfügigsten Knacken eines Astes fährt sie erschrocken zusammen, aber Kathrin hat Glück, die Krähen regen sich nicht. Jetzt gelangt sie auf einen ebenen Pfad, dort ist es weniger gefährlich; unhörbar schleicht sie an dem Johannisbeerzaun entlang, und dann bleibt sie stehen, sie ist zur Stelle. Von hier aus kann sie das Kohlfeld überblicken; wenn jetzt keine Hasen dort sind oder nicht innerhalb einer Stunde welche kommen, dann ist alle aufgewandte Mühe und Aufregung umsonst, und Kathrin muß die unausbleiblichen Vorwürfe der Tante und die Lamentationen der Thiessen für nichts und wieder nichts über sich ergehen lassen. Wenn man

sich an das Dämmerlicht gewöhnt hat, ist es so dunkel eigentlich nicht. Überall, wo sich die großen Kohlblätter nicht gerade zu einem unentwirrbaren Dickicht vereinen, leuchtet der weiß beschneite Grund deutlich zwischen den Stauden hervor. Kathrin steht regungslos still; den Finger am Hahn späht sie vor sich hin in das Weite, ganz Auge und Ohr — für Hasen. Sie muß eine ganze Zeit warten, schon ist sie nahe daran, die Hoffnung aufzugeben und den Heimweg anzutreten, da bemerkt sie an einer der Kohlstauden ein Beben. Seltsam, die straußfederartigen Blätter bewegen sich, und ist doch von Wind nichts zu spüren.

Kathrin hält den Atem an; was ist das, was mag es sein, wenn es kein Hase ist? Sie strengt die Augen bis aufs äußerste an; in ihr zuckt es vor Aufregung und Jagdlust, und jetzt, jetzt wird die Staude kräftig geschüttelt, erst nach rechts, dann nach links. Kathrin bemerkt deutlich genug einen kleinen zierlichen Kopf, einen lang emporgereckten Körper; sie sieht vier Ohren auf und nieder klappen. Seit wann hat denn ein Lampe vier Löffel? Herr Gott, wenn sie eine Dublette machen könnte!

Der Atem steht ihr fast still, aber Ruhe, ruhig Blut vor allem. Sie legt die Flinte an die Wange und richtet langsam und vorsichtig das Korn. In der nächsten Sekunde kracht der Schuß so laut und gellend, daß Kathrin selber zusammenschrickt. Ein Brausen erhebt sich in den Pappelbäumen, ein Sausen wie ein plötzlicher Wirbelwind; das sind die Krähen, die sich haben beschleichen lassen. Ruhig Blut, Kathrin, ruhig Blut! Aber was ist das, da jagt ja ein Hase davon in wilder Flucht, in langen, weiten Sätzen; nun, es waren zwei dort, und einer ist auf dem Platze geblieben. Kathrin bahnt sich einen Weg durch das Kohlgestrüpp. Sie rennt auf den Punkt zu, den sie fest im Auge hält, sie beugt sich suchend und spähend hinab, und richtig, da liegt der arme, verendete Lampe, der Weihnachtsbraten für den Herrn Sanitätsrat. Wird das ein Spaß werden! Kathrin stößt einen lauten Juchzer aus, sie

hält den Hasen hoch in die Luft und betrachtet ihn stolz von allen Seiten. „Ein grosses Vieh,“ jubelt sie, „ein kapitaler Braten!“

Da wird plötzlich ihre den Büchsenlauf umspannende Linke von einer rauhen, riesigen Faust gepackt, und eine grobe Stimme ruft mitten in ihren Weidmannsjubel hinein: „Sieh so, nu heff ick di doch mal beluert, du bist dat also, de hier Abend för Abend herumballert.“

Kathrin durchfährt ein mächtiger Schrecken, ihr ganzer Mut, ihre Jägerfreude sind verschwunden. Ja, ja, ein Wilddieb muß auch noch auf andre Dinge achtgeben als auf das Jagdgetier. Sie läßt kraftlos den Hasen sinken und wendet sich um.

Neben ihr steht ein breitschultriger, mittelgroßer Mensch in Arbeiterkleidung, der seinerseits kaum weniger erstaunt zu sein scheint als sie selber.

„'n Fruensminsch,“ murmelt er vor sich hin, „würkli und warafti 'n Fruensminsch.“

„Wer sind Sie,“ fragt Kathrin, mühsam ihre Angst bemeisternd, „ich kenne Sie ja gar nicht, was wollen Sie von mir?“

„Ick bin de niee Peerknecht, in bin erst to November intreen,“ erwidert der Mann, „und,“ fügt er mit diabolischem Lachen hinzu, „ick will Se fastnehmen.“

„Wollen Sie mich wohl augenblicklich loslassen, was fällt Ihnen denn ein —“ Dann überlegt sie noch, ob es klug ist, ihm zu sagen, wen er vor sich hat.

Der Mensch lacht wieder, kurz, gurgelnd und, wie es Kathrin scheint, auch höhnisch. „Ick war mi wahren,“ ruft er, „darum heff ick hier nich jeden Abend achtern Tun seten, dat ick Se nu lopen lat. De gnäd'ge Herr is fürchterlich fühnsch op Se, wiel Se hier immerlos rum knallern dohn, und recht hett he, wer mag dat woll hemmen. Ja, nu helpt dat nich, nu möt Se mit nah de Herr Baron.“

„Es ist aber ganz gewiß das erste Mal, daß ich hier bin.“

„Dat kann jeder sengen."

Kathrin schaudert. „Mann," sagt sie, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: ich kaufe Ihnen den Hasen ab für einen Taler, und einen weiteren Taler erhalten Sie persönlich für Ihre Bemühungen, dann ist uns allen geholfen."

Der Knecht kraut sich unentschlossen den Kopf. „Nee," meint er darauf entschieden, „dat geiht doch nich, dat's gegen mien Instrukschon. Nu man hüh!" Darauf faßt er sie noch fester und zerrt sie hinter sich her.

„Nein," ruft Kathrin, „über den Wirtschaftshof folge ich Ihnen nicht, ich will so wenig als möglich gesehen werden. Wir wollen lieber den Taxusgang wählen und dann durch den Garten, das ist auch ebenso nah."

Der Mann pfeift. „Nu kiek mal ener an," sagt er beleidigend, „mi wöllt Se vörlegen, Se heft hier tum ersten Mal schaten, und Se kennt hier Weg und Steg. Wenn Se dat awer lewer is, mientwegen gern."

Der Knecht strebt vorwärts, und Kathrin muß hinterdrein, sie mag nun wollen oder nicht. Was wird nur Onkel Weinhold sagen, der doch als Grobian bekannt ist, wenn er sie in diesem Aufzug sieht. Und sie, Kathrin, ist noch genötigt, den alten Herrn, der ihr so viel Herzleid zugefügt hat, um Verzeihung zu bitten, das ist entsetzlich. Nein, sie tut es aber nicht.

„Mann," ruft sie, „hören Sie doch mal, ich habe es mir überlegt, ich will nicht weiter mit Ihnen gehen. Wenn Sie mich laufen lassen, dann lege ich noch einen Taler zu."

„Nee, nee, dar ward nix ut, dat geiht nich, dat kunn öber mien Steed gahn. Aber wenn Se dat lewer is, denn will ick Se ock woll nah de Lüdstuf bringen, dar kann de Vogt dat mit Se afmaken, und denn krigt de Herr Se gar nich to sehen."

„Nein," stöhnt Kathrin entsetzt, „in die Leutestube geh' ich auf keinen Fall, dann noch hundertmal lieber zum alten Oberst."

* * *

Die Wohnräume des Ringsteder Schlosses sind allerdings mit den kleinen, niedrigen Zimmern des Witwenhauses nicht in Vergleich zu bringen. Um diesen Eindruck zu gewinnen, braucht man nur die sogenannte Arbeitsstube des Obersten zu betreten. Wie prächtig ist der kunstvoll geschnitzte Holzplafond und wie behaglich die hohe Täfelung an den Wänden. Der dazwischen liegende Raum ist schlicht geweißt und in gleichmäßigen Abständen mit Ölbildern geschmückt. Alle diese vielfach nachgedunkelten Porträts stellen Angehörige des Hauses Ringstedt dar, die meistens in diesem Schlosse lebten und wirkten, teilweise unter seinem Dache geboren und gestorben sind. Vor dem mächtigen, aus Sandsteinquadern aufgeführten Kamin sitzt der jetzige Herr und Besitzer des Gutes, der Oberst Weinhold von Ringstedt, und stochert mit einer Eisenstange zwischen den glühenden Kohlen umher.

„Klaus!" ruft der alte Herr, ohne sich umzusehen oder seine nützliche Tätigkeit zu unterbrechen.

„Ja, Vater."

„Was treibst du dahinten eigentlich so lange?"

„Ich zünde mir eben eine Zigarre an, ich stehe sogleich zu Diensten."

„Sehr menschenfreundlich von dir. Merkwürdig, daß du immer herumrennst und nie zu haben bist, wenn man ein Wort mit dir reden will."

„Was wünschst du denn, Vater?"

„Ja, nun hab' ich's natürlich vergessen, was wollte ich doch gleich sagen? Ach so, von Weihnachten wollte ich mit dir sprechen, das steht ja nun auch wieder mal vor der Tür."

„Gewiß, acht Tage sind's noch bis zum heiligen Abend."

„Stimmt, hab' ich auch so ausgerechnet, und da möcht' ich mal deine Meinung hören, wie das nun mit der Bescherung zu halten ist. Das alte Gestell da drüben, meine liebe Cousine Gosche, hat ja jedes Jahr einen gewaltigen Sums davon gemacht, und da muß man sich wohl auch

etwas merken lassen, wenn man nicht ganz in Verruf kommen will."

„Ich habe bereits mit der Pastorin gesprochen, Vater, die wird das Nötige für die Mädchen aussuchen, für die Jungen kaufe ich ein, und für das Materielle, weißt du, den Glanz und den Schimmer, wird Mamsell Sorge tragen. Sie hat schon Erkundigungen darüber eingezogen, wie es früher gemacht ist. Ich denke nämlich, wir lassen es tunlichst beim alten."

„Einverstanden, mein Junge," sagt der Oberst, „ganz meine Ansicht. Wie viel Köpfe sind's denn eigentlich?"

„Zweiunddreißig Schulkinder, Vater, neunzehn Knaben und dreizehn Mädchen."

„Zweiunddreißig! Sacre Dieu, das ist ja eine nette Bande, und dann das Getue und das Gedanke. Schauderhaft! Na, ich will froh sein, wenn die wieder zum Hause hinaus sind."

„Es ist ja nur einmal im Jahre," begütigt der Leutnant.

„Hast recht," sagt der Alte, „und 'ne schöne Sache ist's schließlich doch." Damit stochert er wieder zwischen den Kohlen umher, daß die Funken nur so stieben.

„Du, Klaus!"

„Ja, Vater."

„Rück mal 'n bißchen dichter ran, Junge, damit ich dich sehen kann. Eigentlich wäre es doch viel netter, Klaus, wenn man selbst so jemand hätte, dem man eine Freude machen könnte."

„Ich verstehe dich nicht ganz, Vater."

„Nicht? Na, du bist sonst doch nicht auf den Kopf gefallen, aber denn muß ich mich eben deutlicher ausdrücken. Ich meine, es würde hübscher sein, wenn man den Christbaum den eigenen Kindern anzünden könnte oder meinetwegen den Enkelkindern."

„Ach, Vater!"

„Höre mal, Klaus, du bist jetzt dreißig Jahre ge-

worden, da wird es Zeit, daß du endlich heiratest, dieses ewige Junggesellenleben taugt nicht für dich. Lache nicht, mein Sohn, es ist mir bitter ernst damit, ich habe sogar schon auf eine ein Auge geworfen. Da ist die kleine Orlewitz, das ist 'n nettes Mädel, gute Familie, Geld hat sie auch, was willst du mehr?"

„Unsinn, Vater," protestiert der Leutnant, „die ist mir denn doch zu klein und zu dick."

„Hm, eine Venus soll es sein, für meinen Geschmack just nicht nötig, da muß ich dann allerdings mit anderen Vorschlägen kommen."

„Bemühe dich nicht, Vater," wehrt der junge Baron lächelnd, „ich weiß schon ganz genau, wen ich heiraten will."

„Den Donner auch, und das erfahre ich erst jetzt so en passant? Einerlei, mir soll's lieb sein. Von Familie, wie ich hoffe."

„Ich denke doch — Uradel."

„Das läßt sich hören. Hat sie Geld?"

„Kann ich nicht behaupten, Vater."

„Schlimm, sehr schlimm," klagt der Oberst, „aber da wir jetzt Ringstede haben, mag's hingehen. Nun nenne aber auch den Namen, Junge."

„Wenn du es wünschest, gern. Es ist die Baronesse Kathrin von Ringstedt, du kennst sie schon."

Der alte Oberst läßt den Haken im Kamin stecken und macht mit dem Stuhl eine halbe Wendung nach rechts. „Kathrin," ruft er ganz bestürzt, „Kathrin von Ringstedt, das ist ja reizend! Dann seid ihr ja wohl auch schon handelseinig, wenn man fragen darf?"

„Nicht so ganz, Vater."

„Will das alte Gestell da drüben etwa nicht?"

„Ich habe Tante Gosche noch nicht um ihre Einwilligung gebeten, Vater, und ich mag auch nicht davon reden, bevor du nicht mit ihr im Frieden lebst."

„Frieden ist gut," höhnt der Oberst, „da mußt du dich an deine Tante wenden, mein lieber Sohn, aber ich

fürchte, du kommst an die falsche Adresse. Die da drüben ist ein Streithammel, ein Zankteufel, die prozessiert noch mit dem Tod, wenn er sie holen will."

„Aber Vater, ist es denn so schlimm, daß sie alles versuchte, um Ringstede für sich zu gewinnen?"

„Dummheit ist immer schlimm," meint der alte Baron sarkastisch, „das hat erst Ruhe, wenn Hab und Gut aufprozessiert ist, jetzt kann ich sie ernähren. Na, ich tu's gern. Vor zwanzig Jahren hat sie mir nämlich mal einen Korb gegeben, und dafür bin ich ihr zu Dank verpflichtet mein Leben lang. Aber sag mal, Junge, wenn es denn doch durchaus und absolut die Kathrin sein soll, weshalb machst du nicht Ernst, warum erklärst du dich ihr nicht?"

„Ist ja geschehen, Vater, längst schon, aber sie wies mich ab."

„Was," fährt der Oberst auf, „sie will nicht! Die ist wohl nicht recht gescheit, die hat wohl den Teufel im Leibe genau wie ihr wertes Fräulein Tante. Bist du nicht gerade und stattlich gewachsen, bist du nicht ein famoser Kerl, erbst du nicht mal Ringstede; um eine Prinzessin kannst du freien, Junge."

„Ach, Vater," wendet der Leutnant ein, „ich glaube kaum, daß meine Person ihr zuwider ist, die Sache hat einen andern Haken, geradeaus gesagt, es handelt sich um dich."

„Um mich," wiederholt der Oberst ganz bestürzt, „sie hat wohl Angst vor mir; hat mich als Wüterich geschildert, als Tyrann, das Gestell da drüben."

„Beruhige dich nur, Vater, ich will es dir erklären. Vor drei Jahren kam Tante Gosche doch mit der Kathrin nach Berlin, die sollte dort irgend etwas lernen, singen glaube ich."

„Erinnere mich, weiter."

„Eines Abends bist du nun bei der Doberitz zum Whistspielen gewesen, und da hast du erst von der Ankunft unsrer Damen gehört. Die Doberitz hat dir die Neuigkeit brühwarm beigebracht, sie erzählte dir auch, daß sie Kathrin und Tante Gosche in der Oper getroffen habe."

„Und?"

„Darauf sollst du spöttisch gelacht und erwidert haben: ‚Na, denn kann die Hohe Jagd beginnen, sauve, qui peut.'"

Der alte Oberst nickt mit dem Kopf. „Möglich," bestätigt er, „daß etwas Derartiges vorgefallen ist. Ich war der Ansicht, die streitbare Jungfrau von hundert Semestern würde mich jetzt einen Tag um den andern überfallen, um doch noch einen Vergleich zu erzwingen. Angenehm war mir die Aussicht nicht, das versichere ich dich."

„Ein unüberlegtes Wort ist schnell gesprochen, Vater, ich glaube gern, daß du dabei an Tante Gosche dachtest, der du begreiflicherweise nicht die zärtlichsten Gefühle entgegenbringen konntest. Die Doberitz aber meinte, du zieltest auf mich und Kathrin, Vater, und das war eine böse Geschichte, denn sie behielt ihre Weisheit nach Weiberart nicht für sich, sondern sorgte dafür, daß sie unter die Leute kam."

„Plappermaul das!" knurrt der Alte.

„Ein wenig hart, aber kaum zu viel gesagt. Einerlei, dein Ausspruch kam leider auch wieder Kathrin zu Ohren, und die ist eine echte starrköpfige Ringstedt, Vater, und viel zu stolz, um einen Mann zu heiraten, von dem die Welt behauptet, daß sie Jagd auf ihn gemacht hat."

„So, also deshalb will sie dich nicht?"

„Ja, Vater."

„Querköpfige Person, genau wie die Alte, ganz dieselbe Sorte."

„Meinst du nicht auch, lieber Vater, daß du Kathrin eine kleine Revanche schuldig bist. Es war entschieden Grund genug vorhanden, deine Bemerkung falsch zu deuten, und wenn du meinem Lebensglück nicht im Wege stehen willst, so mußt du wieder gutmachen und —"

Der Oberst zog die Brauen hoch: „Nun?" fragte er grimmig.

„Abbitte leisten, Vater."

Der alte Mann sprang heftig auf, bezwang sich, ließ sich wieder nieder, machte mit dem Stuhl eine halbe Drehung

nach dem Kamin zu und begann von neuem mit der inzwischen rot erglühten Eisenstange in den Kohlen zu stochern.

„Um einen geringeren Preis tut es das Mädchen nicht?“ fragte er nach einer schwülen Pause.

„Kaum, Vater.“

„Und eine andre heiratest du nicht?“

„Nein, Vater.“

„Dann schicke die Kathrin herüber, dann will ich mal versuchen, ein vernünftiges Wort mit ihr zu reden.“

„Sie wird nicht wollen, Vater, sie wird verlangen, daß du zu ihr kommst.“

„Was,“ brüllte der Oberst, „ich nach drüben, ich vor den Augen des alten Gestells da Abbitte leisten um nichts und wieder nichts! Was denkst du eigentlich von mir, ich bin ein alter Oberst, der nie um Pardon gebeten hat, und ich sollte vor diesen uradligen Frauenzimmern zu Kreuze kriechen, fällt mir doch im Traum nicht ein.“

Leutnant Klaus seufzte und blickte nicht ohne Besorgnis auf den Alten, dessen Gesicht fast so rot war wie die Kohlen, unter denen er wütete.

In diesem selben Augenblicke ward von draußen laut und kräftig an die Tür gepocht, und der junge Baron ging hin, um zu öffnen. Eine fatale Störung, die er sich möglichst bald vom Halse schaffen mußte.

„Was wollen Sie denn noch, Jens-Christoph,“ fragte er erstaunt, die breitschultrige Gestalt des Knechtes musternd, „ist mit den Pferden etwas los?“

„Nee, Herr Baron,“ stotterte der Mann verlegen, seine Mütze zwischen den Händen drehend, „ick wull de Herr blots sengen, dat ick de Wilddeev fungen heff. Und wenn de Herr Baron em glieks afurdeelen wull, denn kann 't angahn, ick heff em mitbrocht.“

„Führen Sie den Menschen nach der Leutestube, Jens-Christoph, und rufen Sie den Vogt, damit die Personalien aufgenommen werden, ich habe jetzt keine Zeit, mich mit der Sache zu befassen.“

„Ja, Herr Baron, he will man nich, he will absoluts nich nah de Lüdkamer.“

„Nein,“ rief Kathrin, sich energisch aus dem dunklen Flur hervordrängend, „das ist mir zu arg, so lasse ich mich nicht behandeln!“

Der Leutnant trat unwillkürlich einen Schritt zurück, konnte er denn seinen Augen trauen? War das nicht Kathrin, die da beschneit, mit geröteten Wangen und schiefgerutschtem Mützchen vor ihm stand? Ja, sie war es wirklich, und Wunder über Wunder, in der einen Hand hielt sie eine Flinte, in der andern einen blutenden Hasen.

Einen Augenblick war Klaus ganz starr vor Überraschung, dann sagte er heiter: „Aber Kathrin, wie in aller Welt kommst du hierher zu nachtschlafender Zeit?“

„Du hast gut lachen,“ klagte sie schmollend, „mir ist eher zum Weinen zu Mute,“ und dabei warf sie einen furchtsamen Blick auf den Obersten, der seinen Sessel wieder einmal umgedreht hatte. Der alte Herr machte aber auch in der Tat mit seinem wirren weißen Haar, die Rechte mit der rotglühenden Schürstange bewaffnet, nicht eben einen vertrauenerweckenden Eindruck.

„Onkel Weinhold,“ sagte Kathrin, mutig auf den alten Eisenfresser zutretend, „was du da eben gehört hast, das ist die volle Wahrheit. Ich wollte dem Sanitätsrat so gern auch dieses Mal, wie in jedem Jahr, einen Ringsteder Hasen zu Weihnachten schenken, und darum bin ich herübergelaufen, habe im Kohlgarten einem Lampe aufgelauert und — ihn niedergeknallt. Gar nicht besser bin ich als ein richtiger Wilddieb, und wenn ihr mich nach Fug und Recht bestrafen wollt, so kann ich's nicht ändern. Hier stehe ich, jetzt macht mit mir, was euch gut deucht.“

Der Oberst war aufgestanden, und man sah ihm sein Alter so weniger an als im Sitzen, denn er hielt sich noch stramm und gerad für seine Jahre. „Du bist also die Kathrin von Ringstedt?“ fragte er forschend.

„Ja,“ erwiderte sie trotzig.

„Bist ein keckes Mädel, das muß ich sagen. Hast auch der Landrätin Simson totgeschossen, übrigens ein abscheuliches Vieh und darum ein sympathischer Streich, mag ich leiden! Wilddiebe darf man aber so ohne weiteres nicht laufen lassen, ich kann dir nicht helfen, Strafe muß sein. Na, wir wollen's gelinde machen. Gib deinem alten Onkel einen Kuß, Kathrin von Ringstedt, damit mag's gut sein."

Sie zuckte unwillkürlich zusammen, aber der Alte kehrte sich gar nicht daran, er küßte sie herzhaft auf die roten Lippen.

„Hm," machte er dann schmunzelnd, „deine Küsse schmecken süß, besser als die deiner Fräulein Tante, das kannst du ihr bestellen, wenn du Lust hast. Du bist ein hübsches Ding, Kathrin, und es ist mir leid, daß du gerade auf mich deinen Haß geworfen hast, denn Grund hast du nicht dazu. Das Wort von — na, von der Hohen Jagd nämlich, was ich vor Jahren bei der Doberitz unüberlegt gesprochen haben soll, das war gar nicht auf dich gemünzt, Kathrin, dies schwöre ich dir bei meiner Edelmannsehre, sondern ich meinte das — das —" der Oberst seufzte und blickte hilfesuchend zu seinem Sohne hinüber.

„Alte Fräulein," ergänzte Klaus lächelnd.

„Richtig," wiederholte der Oberst erleichtert, „— alte Fräulein damit. Wenn ich nun gegen Gosche ein bißchen Mißtrauen hegte, so dürfte das wohl zu entschuldigen sein, denn ihr ewiges Prozessieren, mein Gott, das hatte mich fuchsteufelswild gemacht. Ich habe ja nun aber eben gehört, daß du den dummen Schnack auf dich bezogen und dir viel unnötigen Kummer deswegen gemacht hast, und darum bitte ich dich hiermit um Verzeihung, Kathrin. Jetzt reiche mir die Hand, mein Kind, auf gute Freundschaft in Zukunft. So," sagte er, als sie ihre schlanken Finger herzhaft in seine Rechte legte, „nun ist es besiegelt und soll Friede herrschen zwischen uns in Ewigkeit, und an die Vergangenheit wollen wir nicht weiter denken. Da ich nun aber einmal beim Bitten bin, mein liebes Kind, so

will ich auch nur gleich abmachen, was ich sonst noch auf dem Herzen habe. Wir wollen uns aber dabei setzen, Kathrin, denn das lange Stehen ist kein Vergnügen. Also kurz bevor du hier hereinschneitest wie eine richtige weiße Schneeflocke, da hatten der Klaus und ich gerade von Weihnachten gesprochen, ohne viel Aufregung und Vorfreude, wie das so bei alten Leuten zu sein pflegt. Ja, ja," rief er, als Kathrin dem Leutnant einen schelmischen Blick zuwarf, „sieh ihn dir nur an, deinen Vetter Klaus, der ist nun auch schon über Dreißig und wird mit jedem Jahr zwölf Monate älter. Freuden haben wir ja auch vom lieben Christfest nicht zu erwarten, weil wir gar so gesetzt sind und so vernünftig, und da habe ich mir gesagt, das müßte anders sein, auf die Dauer kann das so nicht fortgehen. Da muß ein junges fröhliches Blut ins Haus, in dem das Leben noch pulsiert und das ab und zu seine helle frische Stimme ertönen läßt, damit ihr wieder aufwacht und womöglich selbst noch ein bißchen wieder jung werdet. Und darum möchte ich dich recht herzlich bitten, meine liebe Kathrin, doch meinen Sohn Klaus heiraten zu wollen, er hat mir nämlich eben anvertraut, daß du ihm einzig die richtige Person zu sein scheinst, die für ihn als Ehegemahl passend ist, und, offen gestanden, dieser Ansicht bin ich auch."

Das junge Mädchen war rot geworden wie eine Rose, und durch ihre schlanke Gestalt flog ein Beben.

„Kathrin," sagte der Leutnant, schnell an sie herantretend, „du weißt ja längst, daß ich dich liebe. Sprich, willst du mein treues Weib werden, willst du versuchen, wieder Heiterkeit und Freude auf Ringstede zu erwecken?"

Da lehnte sie ihren zierlichen Kopf an seine Brust und sprach klar und vernehmlich: „Wenn Onkel Weinhold es wirklich wünscht, ja, Klaus, dann will ich es gern."

„Bravo!" rief der Oberst mit Donnerstimme, „das ist ein Wort, das mag ich hören, da hätten wir ja mit einem Male die lang ersehnte Verlobung."

Dann drückte er auf die am Kamin stehende Glocke und begann heftig zu klingeln.

„Champagner,“ donnerte er dem hereinfliegenden Diener entgegen, „Veuve Cliquot, das Beste, was wir haben.“

Kathrin machte sich erschreckt aus den Armen ihres Verlobten frei: „Nein, nein,“ sagte sie hastig, „Onkel Weinhold, was denkst du nur? Ich muß ja nach Hause, vielleicht sind sie gar schon in Sorge um mich.“

„Wir bringen dich heim,“ rief Klaus, „und Vater geht auch mit.“

„Kalt ist es gar nicht,“ erklärte Kathrin, „und über den See ist es kaum eine halbe Stunde.“

„Über den See,“ wiederholte der Oberst entsetzt, „Kinder, wollt ihr mich denn absolut gleich tot haben? Sehen möcht' ich aber doch wohl, was das — das alte —“

„Fräulein,“ half der Leutnant aus.

„Ganz recht — das Fräulein für Augen macht über diese Wandlung der Dinge. Wißt ihr was, wir nehmen den Schlitten, es hat ja fast den ganzen Tag geschneit, da wird die Bahn wohl genügen. Schellengerassel und Peitschenknall, das schickt sich für eine Brautfahrt am besten.“

* * *

Im Witwenhaus herrschte unterdessen große Aufregung.

„Liebe Thiessen,“ bat die Baronin, als die kleine bronzene Standuhr ihre pflichtschuldigen zehn Schläge getan hatte, „rufen Sie doch Kathrin, es ist Zeit, daß wir schlafen gehen.“

Das dienstbereite Faktotum verschwand, und Baronesse Gosche packte umständlich ihre Näherei in ein Spankörbchen. Sie war gerade dabei, nachzurechnen, wie viele Stunden sie noch bis zur Vollendung der Arbeit brauchen werde, als die Thiessen eilfertig zurückkam.

„Baronesse,“ rief sie ganz bestürzt, „Fräulein Kathrin ist nicht mehr im blauen Zimmer.“

„Dann wird sie eben schon ins Bett gegangen sein. Sonderbar ist es allerdings, daß sie nicht ‚Gute Nacht‘ gewünscht hat, das pflegt sie doch sonst immer zu tun. Kommen Sie, Thiessen, wir wollen uns überzeugen.“

Aber das Schlafzimmer war leer und im ganzen Hause keine Spur von Kathrin zu finden.

„Es ist dumm, sich aufzuregen,“ sagte die Baronesse ärgerlich, „gestohlen kann die Kathrin nicht sein und entführt auch nicht, jedenfalls ist es mir unbegreiflich, wo sie geblieben sein mag.“

Plötzlich kam ihr ein Einfall.

„Thiessen!“ rief sie ganz laut, „wir sprachen doch vorhin über des Sanitätsrats Hasen, sollte Kathrin etwa —? Mitten in der Nacht, es ist kaum zu glauben, aber toll genug dazu ist sie. Wir wollen doch nachsehen, ob das Gewehr noch an der Wand hängt, kommen Sie.“

Die Flinte war in der Tat verschwunden, und Baronesse Gosche wußte jetzt, wo sie Kathrin zu suchen hatte.

„Wenn ihr nur nichts zugestoßen ist,“ jammerte die Thiessen, „allein in der Nacht, ich bin recht besorgt, Baronesse.“

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen, Thiessen, und machen Sie mir nicht auch noch angst. Eine halbe Stunde wollen wir noch warten, wenn die Kathrin dann nicht zurück ist, so müssen wir Leute ausschicken, sie zu suchen. Ich bin gar nicht so leicht besorgt, aber ein Mädchen mit einer Flinte in dieser Dunkelheit allein draußen, das geht mir denn doch auch über die Hutschnur.“

Die beiden alten Damen wanderten unstet im Hause hin und her. Schließlich setzten sie sich erregt und angstvoll auf eine Treppenstufe im Korridor und sahen zu, wie der Zeiger an der Wanduhr von Minute zu Minute weiter rückte.

„Thiessen!“ rief Baronesse Gosche plötzlich, „hören Sie nicht etwas?“

„Ja,“ erwiderte die Thiessen horchend, „das sind Schellen, das ist ein Schlitten, der näher kommt. Baro-

nesse, jetzt hält er vor unsrer Haustür. Mein Gott, mein Gott, was mag mit Kathrin nur geschehen sein!"

Gosche sprang auf, öffnete hastig die Tür und prallte erschrocken zurück — vor sich sah sie den Alten von drüben.

„Schönen guten Abend, meine liebe Cousine," sagte der Oberst gemütlich, „ich störe doch nicht? Mir fiel vorhin ein, daß ich dir eigentlich immer noch einen Besuch schuldig sei, und da dachte ich, es ist wohl am besten, du bringst das gleich in Ordnung. Im Grunde ist es für so etwas wohl schon ein bißchen spät heute, aber auf dem Lande nimmt man es ja mit dem Zeremoniell nicht so genau."

Nun glaubte der Alte, die Baronesse würde zornig werden, aber darin täuschte er sich sehr. Auf dem Schlitten hinter ihm winkte nämlich das Brautpaar, und ein Blick auf den Hasen, den Klaus triumphierend in die Höhe hielt, orientierte sie völlig. Sie wußte alles, ohne daß man ihr etwas gesagt hatte.

„Treten Sie näher, lieber Vetter," bat sie höflich, „es ist ja noch immer besser, spät als gar nicht kommen."

Der Alte ließ sich nicht nötigen, er schlug den Schnee von der Mütze und hängte den Paletot, jede Hilfe ablehnend, an einen Kleiderständer.

Im Zimmer drinnen gab es dann natürlich ein großes Aufklären, Verwundern, Küssen und Herzen. Der alte Oberst lachte am lautesten, und Wein bekam er auch.

Später trennten sich dann die Paare, die Alten saßen allein im Salon, weil Gosche sich mit dem Vetter aussprechen wollte, und die Jungen hatten im blauen Zimmer Platz genommen.

„Warum sollten wir uns denn nicht vertragen können, lieber Vetter," sagte die Baronesse, „ich erinnere mich noch an eine Zeit, wo wir sehr gut miteinander harmonierten. Ja, Sie wollten mich sogar einmal heiraten, und ich glaube fast, ich habe Ihnen einen Korb gegeben. Aber Sie dürfen mir das nicht nachtragen, lieber Vetter, ich wußte nicht, was ich tat, ich war zu jung damals."

„Zweiunddreißig," konstatierte der Oberst trocken.

„So, hm, Zweiunddreißig, das haben Sie ja gut behalten, Vetter."

„Ja, ja," meinte der Oberst, „so etwas vergißt sich nicht. Diesen Korb hab' ich Ihnen mein Leben lang hoch anzurechnen, denn sehen Sie mal, im Grunde geschah's ja doch um Geld und Gut."

„Sie sind ein Grobian, Vetter!" rief die Baronesse entrüstet, „Sie haben nicht die Spur von Takt."

„Deucht mir auch," sagte die Thiessen mit Überzeugung. Sie stand nämlich auf der Türschwelle zwischen den Zimmern und machte die dame d'honneur für beide Paare.

„Thiessen," tadelte Baronesse Gosche streng, „Sie müssen nicht immer dazwischen sprechen, wenn ich mich mit meinem Vetter unterhalte."

Thiessen ging kopfschüttelnd in die andre Stube hinüber, wo die Jungen, auf einer Ottomane sitzend, halblaut miteinander flüsterten.

Wovon sie aber sprachen, das kann niemand verraten als höchstens Thiessen, die von da ab am Nebentische stehen blieb und Tassen wusch — zwei Stunden lang.

Doch der längste Tag vergeht und der längste Abend auch. Schließlich war es die Baronesse, die zum Aufbruch mahnte. „Für heute gute Nacht, meine Herren," sagte sie kurz und bündig, „morgen ist auch noch ein Tag, da sehen wir uns wieder."

Eine weitere Viertelstunde später, als Gosche sich bereits in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, hörte sie die Thiessen noch mit klirrendem Schlüsselbund über den Flur gehen. Da öffnete sie noch einmal die Tür und rief halblaut durch die Spalte hindurch: „Thiessen, hören Sie mal!"

„Ja, Baronesse."

„Sie sind eine eminent gescheite Person, Thiessen, viel klüger, als ich dachte, Sie haben das ja wohl alles vorher gewußt. Na, Gott sei Dank, Ringstede und die Ringstedts sind gerettet; aber der Alte — ist das ein Grobian!"

Der Kirchspielrechnungsführer.

Es ist heiß, schwül und drückend, lange schon. Kein Blatt regt sich, keine Blüte. Der Wind schläft wohl an der See, der doch sonst herüberweht und braust und saust alle Tage.

Kennst du den Garten Gethsemane? — Nicht den meine ich in dem fernen Erdteil: ich denke an Phoebe-Sophie Bahnsens Garten Gethsemane. Du darfst wohl lächeln, ein jeder hat noch gelächelt oder mißbilligend die Stirn in Falten gezogen bei dem Klange dieses Namens. Der Garten heißt aber doch so, denn Phoebe-Sophie hat das wüste Fleckchen so getauft in ihrer Kindheit, und so ist ihm der Name geblieben bis auf den heutigen Tag. Es ist aber auch ein seltsamer Garten. Gleich hinter der Wagenremise liegt er, begrenzt von dem blanken stillen Gewässer des Hofgrabens und umzäunt von mächtigen Holunderbüschen, die im Herbst schwarzviolette Beeren herabhängen lassen oder im Sommer, wie eben jetzt, die weißgelben tellergroßen Blumendolden. Seine Ziersträucher sind Waldkerbel und riesige Klettenstauden, und Löwenzahn und die süßen blauen Blüten der Gundelrebe, das sind seine Rosen und Nelken. Dicht an der Mauer der Wagenremise liegt ein Stein, ein Leichenstein, lang und schmal, grau und bemoost. Der ist vom Kirchhof herübergekommen im vorigen Jahr, da hat ihn der Totengräber gefunden tief in der Erde, als er das Grab grub für das Kind.

Auf diesem Stein sitzt jetzt Phoebe-Sophie. Sie ist noch sehr jung, aber gar nicht schön, dazu ist sie zu mager und zu blaß, und unter den Augen liegen tiefe Schatten. Den Oberkörper hat Phoebe weit vorgebeugt, lässig ruhen ihre Hände auf den Knieen; fürwitzige Sonnenstrahlen treiben loses Spiel mit den Brillanten des Goldreifes, der viel zu weit ist für ihren mageren Ringfinger.

Im Grase vor Phoebe-Sophie hat sich ihr weißes Lieblingshuhn eingewühlt, das starrt sie immerfort an mit seinen roten gefühllosen Augen, aber Phoebe-Sophie merkt es nicht. Sie denkt ans vergangene Jahr, als hier an ihrer Seite ein kleines, gebrechliches Kind lag. Die Leute sagten, es müsse sterben; sie flüsterten es nur ganz leise, wenn sie unter sich waren. Phoebe-Sophie hörte es wohl, aber sie glaubte es nicht — das konnte ja nicht sein. Jens Bahnsen war ja so schön und stark, und das Kind würde auch kräftig und gesund werden. Sie begruben es aber doch, sie sagten ihr auch, es sei gestorben, aber sie glaubte es nicht, sie konnte es immer noch nicht recht glauben. —

Gott, wie still es ist, daß sich gar kein Luftzug regt, daß gar kein Laut zu ihr herüberdringt von Mensch oder Vieh.

Phoebe-Sophie faßt eine Angst, sie springt jäh empor, daß das weiße Huhn erschrickt und mit einem einzigen Satz auf das morsche Staket fliegt; da sitzt es nun wieder regungslos am Holunderzaun und stiert immerzu auf sie mit seinen roten Augen. Nein, Phoebe will hier weg, es ist hier grausig, sie will zur Mamsell gehen.

Müde schreitet sie über die Werft, auf der es auch so tot ist, so still, so unheimlich, und dann durch den Garten ins Haus. Erst im Flur atmet sie wieder auf, da ist es kühl und schön. Die Fliesen sind noch feucht vom Aufwischen, und die kostbar geschnitzten Eichenholzschränke mit den alten Delfter Vasen darauf, das ist hübsch und behaglich. Aber sie kann doch nicht ewig im Flur bleiben;

so öffnet sie denn die Tür und gelangt in die Wohnräume. Es sind sonderbare Stuben; an den Wänden stehen die schönen, noch neuen Mahagonimöbel und das Mobiliar aus schwarz gebeiztem Holz, das ihr der Tischler als Jacaranda verkaufte. Aber es ist etwas Modriges in den Zimmern, auch hier ist etwas Totes, das einem den Atem benimmt. In Jens Bahnsens Stube ist es erträglicher, da gibt es Bücher und Zeitschriften, die Wände sind mit Jagdbildern und Sportgerät bedeckt, und was das Beste ist: in der Ecke steht Mamsell und poliert die Scheiben des Buchspindes.

„Ist mein Mann noch nicht nach Haus gekommen?"

„Nein, Frau Bahnsen," sagt Mamsell in ihrem breiten behaglichen Dialekt, „der Herr hat ja Termin um ein Uhr in der Stadt, aber nun wird er wohl bald hier sein."

„Ich weiß nicht, Mamsell, ich fürchte immer, meinem Mann könne etwas zustoßen."

Jetzt muß Mamsell wirklich lachen. „Ach, Frau Bahnsen, was sollte dem Herrn denn wohl passieren am hellen lichten Tage; der ist ja doch so gesund und so stark wie nur einer."

„Recht haben Sie ja, aber ich ängstige mich doch immer."

„Sie müssen sich gar nicht so viel trübe Gedanken machen, Frau Bahnsen, dann werden Sie auch viel schneller wieder gesund. Haben Sie schon die neue Modenwelt gesehen, der Postbote ist eben hier gewesen, aber er hatte nichts weiter, bloß die Zeitung und noch einen Brief für den Herrn."

Mechanisch nimmt Phoebe-Sophie das Blatt und betrachtet gedankenlos in dem Stuhl am Fenster die Kostümbilder, die sie doch so gar nicht interessieren können.

Da klingt es von ferne wie der gedämpfte Laut einer Glocke.

Phoebe horchte auf. „Ging die Tür nicht eben?"

„Ja," sagt die Mamsell, „das war gewiß der Herr, nun muß ich nur schnell nach dem Essen sehen."

Einen Augenblick ist es wieder ganz, ganz still, dann hört man im Nebenzimmer die schweren kräftigen Schritte eines Mannes und hinterdrein klatschende tapsige Hundefüße.

Jens Bahnsen ist ein sehr schöner Mann, groß, ein wenig zur Fülle neigend, mit kurz geschorenem Haar und einem dichten, weißblonden Schnurrbart. Achtlos wirft er die Reitpeitsche auf den Tisch, und dann sinkt er abgespannt und schwerfällig auf das eingesessene Sofa. Verstohlen beobachtet ihn Phoebe-Sophie; sein schönes gebräuntes Gesicht scheint verstört, und die Stirn ist so drohend in Falten gezogen. Was gäbe sie darum, vermöchte sie in diesen Zügen zu lesen, aber sie sind ihr ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, drei Jahre hindurch.

„Es ist ein Brief für dich angekommen, Jens," sagt sie endlich mit ihrer leisen, klanglosen Stimme.

Der Mann fährt zusammen. „Ach so, du bist da, Phoebe-Sophie, ich hatte dich ja gar nicht bemerkt." Lässig greift er nach dem Brief, mit einer sie ängstigenden Ruhe betrachtet er den blauen Stempel auf der Rückseite, dann öffnet er behutsam die Hülle und entfaltet langsam den Bogen.

Nur die erste Seite ist beschrieben, aber er liest lange, sehr lange. Sein Antlitz ist ihr verborgen, sie sieht nur das Papier zwischen seinen weißen, sehnigen Fingern zittern.

Dann plötzlich läßt er das Schriftstück sinken, stöhnt tief und schmerzlich auf und begräbt das Gesicht in den Händen.

In der nächsten Minute schon ist Phoebe-Sophie an seiner Seite. „Lieber, lieber Jens, sage mir, was du hast, was ist geschehen? Ich weiß ja längst, daß uns ein Unheil droht, sage mir bloß, was es ist, ich will ja alles, alles mit dir tragen."

Sanft zieht sie ihm die Hände vom Gesicht und blickt ihm angstvoll in die verstörten Augen.

„Von wem ist der Brief?"

„Vom Landrat, er kommt am Mittwoch, um die Kirchspielkasse zu revidieren, und —"

„Und —?"

„Willst du alles wissen?"

„Alles!"

„Nun gut, einmal muß es ja doch sein, und ob heute oder morgen, das bleibt sich gleich. Die Kasse stimmt nicht; ich habe das Geld verwandt, unsre Zinsen zu bezahlen."

„So müssen wir die Summe schaffen, wir werden sie aufnehmen!" Ein Mut, eine Energie erwacht in ihr, wie nie zuvor.

„Aufnehmen — uns leiht niemand etwas."

„Dann," sagt sie, „dann" — und es ist, als ob etwas in ihr zerreißt — „dann müssen wir eben Vorsfleth verkaufen."

Jens Bahnsen lacht höhnisch auf. „Heute ist Freitag, und Sonntag eingerechnet bleiben gerade noch vier Tage. Und was nützte es auch, uns gehört ja doch kein Ziegel mehr auf dem Dache, wir stehen unmittelbar vor dem Konkurs."

„Aber hatte ich denn nicht viel Geld?" fragte sie mit der Naivität eines Kindes. „War Vater denn nicht reich?"

„Dein Vater" — er weiß jetzt, daß er roh ist, aber es ist der Groll, der ihm im Auge glüht — „dein Vater, der ließ sich nicht in die Karten sehen, der verstand es zu verbergen und zu verheimlichen, wie nur einer. Auch mich hat er betrogen; als er starb, hinterließ er nichts als Schulden, und als ich dich heiratete" — jetzt weiß er, daß er ihr den Todesstoß gibt — „da warst du nicht viel reicher als eine Bettlerin — aber du machtest größere Ansprüche."

Und von einem plötzlichen Wutanfall gepackt, nimmt Jens Bahnsen die Reitpeitsche und schleudert sie an die gegenüberliegende Wand, daß die Glasscheibe eines Bildes zerbricht und die Gerte polternd zu Boden fällt.

Phoebe-Sophie sitzt längst wieder auf ihrem Stuhl am Fenster, und der Mann geht dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und ab.

„Eine Kugel vor den Kopf, das wäre noch das einzige — oder das Gefängnis.“

Inzwischen ist es draußen finster geworden, der Himmel hat sich bewölkt, und ein furchtbarer Donnerschlag rollt grollend über das Land.

Jens Bahnsen bleibt stehen. „Das verfluchte Gewitter,“ sagt er wütend, „wenn es doch wenigstens einschlagen wollte in Borsfleth, wenn der alte Kasten in Flammen stehen möchte an allen vier Ecken und alles verbrennen wollte, der alte Buchschrank zuerst mit seinen zwei schrecklichen Schubladen. Das wäre Rettung, aber so etwas passiert ja nicht.“ Und dann geht er wieder ruhelos auf und ab, bis er ganz plötzlich wieder innehält. „Phoebe, Phoebe-Sophie“ — in seiner Stimme klingt etwas wie Hoffnung, und mit einem Schlage ist er auch wieder der liebenswürdige gutherzige Mann, als der er bekannt ist — „ich weiß noch ein Mittel. Dein Onkel Christian in Kopenhagen ist reich, der kann und muß uns helfen. Du solltest ihm sogleich schreiben, wir befinden uns in dringendster Verlegenheit, es steht alles auf dem Spiel. Schlimmstenfalls verzichtest du auf alle weiteren Erbansprüche.“

Phoebe-Sophie weiß recht gut, daß Onkel Christian kein Herz hat und daß er nie und nimmer helfen wird, aber dennoch gibt sie durch ein Neigen des Hauptes ihre Zustimmung. Sie will so gern alles tun, was Jens will — ach, ihr Vater hat ihn betrogen, seinem Kinde zuliebe.

Jens Bahnsen eilt in die Küche und ruft nach Mamsell, sie soll den Koffer packen, den kleinen gelben Lederkoffer. Er will verreisen, sogleich, noch heute abend.

Währenddem ertönt abermals ein furchtbarer Donnerschlag, und die unglückliche Phoebe-Sophie sinkt auf die Kniee und streckt die Arme nach oben. „O, du lieber Gott im hohen Himmel, laß es doch einschlagen auf Bors-

fleth und laß den Blitz alles, alles zerstören, daß er sich nur nicht zu töten braucht, nur nicht zu töten."

Aber das Gewitter verzieht sich, und nach einer Stunde ist der Himmel wieder klar und heiter, doch es ist noch so heiß und schwül wie zuvor.

* * *

Das Borsflether Herrenhaus ist ein altes Gebäude, es ist noch gebaut, wie es üblich war vor hundert Jahren. Das Wohnhaus ist durch einen Gang mit dem Kuhstall verbunden, der Kuhstall grenzt an die Tenne, und an die Tenne stößt das Vierkant. Im Winter ist hier alles voll Heu, aber jetzt ist es Sommer, und da ist es fast leer. Die losen Bodenbretter sind zurückgeschoben und aufeinander getürmt, und man blickt hoch, hoch hinauf bis an den First, wo die Spinnen an dem alten Sparrwerk hundertjährige Netze hängen haben, und wo die Schleiereulen ab und zu fliegen mit lautlosem Flügelschlag.

Phoebe-Sophie ist auf dem Heuboden gewesen, hastig und unbeholfen kommt sie von rückwärts die Leiter herabgeklettert. Sie hat die Schürze hochgehoben, und darinnen hütet sie etwas Weiches, Warmes, Zappeliges; hinter ihr her mit hochgebogenem Rücken schleicht leise miauend die weiß und schwarz gefleckte Katze.

Da kommt von drüben aus dem Stalle ein Knecht; der beobachtet verwundert ihr Beginnen.

„O, gnä' Frau," fragt er erstaunt, er ist ein Hochdeutscher, „was machen gnä' Frau doch auf dem Heuboden?"

Phoebe-Sophie ist weiß geworden wie der Kalk an der Wand, und sie kommt so ins Schwanken, daß der Knecht herzuspringen muß, sie zu stützen.

„Ich habe nur die kleinen Katzen heruntergeholt," sagt sie tonlos, „ich will mit ihnen spielen, es ist so einsam da drinnen."

Und mühselig schleppt sie ihre zappelnde Last durch den Stall, begleitet von der leise miauenden Katze.

Der Knecht schüttelt hinter ihr her den Kopf. Die Leute sagen, es sei nicht immer ganz richtig mit der Frau seit ihrer Verheiratung mit Jens Bahnsen, sie sagen, zuerst sei ihr das Glück zu Kopf gestiegen, weil er doch so schön ist, und dann das mit dem Kind. Eine verheiratete Frau holt sich junge Katzen herunter, um damit zu spielen. Man weiß wirklich nicht recht, was man dazu sagen soll.

Ganz ähnlich war es vorhin Mamsell ergangen, als sie Phoebe-Sophie vor dem Ofen hockend fand, in dem sie trotz der Hitze ein loderndes Feuer entfachte. Die junge Frau hatte die beiden Schubladen des Bücherschrankes ausgekramt und vergnügte sich nun damit, alle die alten Briefschaften in die Flammen zu werfen.

„Um Gott, Frau Bahnsen," erlaubte sich Mamsell zu bemerken, „dürfen Sie das auch? Wird der Herr auch nicht böse werden, wenn Sie ihm über seine Briefe kommen?"

Da hatte Phoebe-Sophie ganz glücklich gelächelt, ordentlich holdselig hatte sie ausgesehen, wie vor Jahren, als das mit dem Kind noch nicht geschehen war.

„Dies sind alles alte wertlose Papiere," sagte sie fröhlich, „und Jens hat es mir erlaubt. Sehen Sie nur, wie die Flammen züngeln!"

Was wollte Mamsell da machen, die Frau mußte ja wissen, was sie tat, oder wußte sie es etwa nicht?

* * *

Es ist einige Tage später. Jens Bahnsen ist in Kopenhagen gewesen, und Onkel Christian hat ihn höhnisch angelassen, und Jens Bahnsen ist grob geworden, und nun ist auch das vorbei. Gewiß ahnt das Volk schon etwas. Auf der letzten Strecke der Bahnfahrt haben sie ihn so verloren angesehen und die Köpfe zusammengesteckt und getuschelt, aber er hat sich nicht darum gekümmert. Er hat nur immer finster vor sich hin geblickt, denn noch können sie ihm nichts vorwerfen, heute haben sie noch kein Recht, ihn über die Achsel anzusehen.

„Ist mein Fuhrwerk hier?“ fragt er den Wirt, bei dem er abzusteigen pflegt.

„Gewiß, Herr Bahnsen, gestern auch schon.“

„Gestern?“

„Ja doch, den ganzen Tag, aber es ist Ihnen wohl nicht möglich gewesen, zu kommen?“

Jens Bahnsen blickt durchs Fenster auf die Straße, wo eben der Wagen angeschirrt wird.

„Der Kutscher hat ja gar keine Livree an, und warum er wohl die Braunen genommen hat? Wenn ich allein bin, fahre ich doch immer mit dem Schimmel.“

„Der Mann hat wohl noch nicht seine Gedanken beisammen gehabt. Bei solchen Vorfällen, da ist das kaum zu verlangen.“

„Zum Donnerwetter!“ ruft Jens Bahnsen. „Sie sind hier alle so sonderbar, ist denn während meiner Abwesenheit etwas geschehen?“

„Mein Gott,“ ruft der Wirt ganz bestürzt, „Sie wissen ja wohl noch rein von nichts! Hat man Ihnen denn nicht telegraphiert? Wissen Sie denn noch nicht, daß der Blitz in Ihr Haus geschlagen hat, daß Vorsfleth niedergebrannt ist am Sonntag abend?“ —

Was die Pferde laufen können, geht es nun vorwärts; Jens Bahnsen sitzt selbst auf dem Bock und peitscht die Gäule zu immer schärferem Trabe. Über Stock und Stein geht es, als wenn er nicht immer noch früh genug käme zu Qualm und Rauch und Schutt und Zerstörung. Aber Jens Bahnsen muß Gewißheit haben über alles, er muß sich überzeugen mit eigenen Augen.

Es dauert auch gar nicht so lange, da halten die dampfenden Pferde unter dem kühlen Schatten der Vorsflether Linden. In den dichten Blattkronen rauscht der Wind, leise singt er sein eintönig Sommerlied, und vor vierundzwanzig Stunden da hat er geheult und gepfiffen und rote Wolken gen Himmel getrieben und die Flammen immer von neuem entfacht, wenn sie erlöschen

wollten. Wo ist das alte Vorsflether Herrenhaus geblieben, wo der gepflegte Garten, die duftenden Blumenbeete? Das Rosenparterre unter den Fenstern der Wohnstube ist wie abgemäht mit der Sense, und überall riecht es nach Qualm und Rauch. Einzelne Leute stehen in den riesigen Trümmern des ausgebrannten Mauerwerks, an dem eingestürzten Dach, und gießen Wasser auf die gelben Flämmchen, die noch hie und da an verkohltem Balkenwerk hervorzüngeln.

„Warum hat man mir denn nicht gleich Mitteilung gemacht, weshalb hat meine Frau nicht telegraphiert? Sie kannte doch meine Adresse!“ redet Jens Bahnsen die Männer an, einen nach dem andern, aber sie zucken nur scheu die Achseln, eine Antwort wissen sie nicht zu geben.

„Ist denn etwas gerettet?“

„Nur einige wenige Möbel, das ist alles, drüben steht's in der Scheune.“

Und Jens Bahnsen eilt nach der unversehrt gebliebenen Remise und betrachtet die Möbel, die Schränke, die Tische, die Stühle, alles Stück für Stück, und was er sucht — Gott sei Dank, er findet es nicht. Ein unaussprechlich wohliges Gefühl der Erleichterung, des Geborgenseins durchzieht seine Brust, er möchte aufschreien, laut aufjubeln, aber hier heißt es auf der Hut sein, daß nur niemand etwas merkt.

Wie es wohl Phoebe-Sophie geht? Er will jetzt eilends zu ihr, gewiß ist sie bei Pastors oder auch auf Seuseby und am Ende ist sie gar ernstlich krank geworden vor Angst und Aufregung.

* * *

Die Dämmerung brach herein, es ward Abend und Jens Bahnsen wußte alles. Lange war er zweck- und ziellos umhergeirrt auf einsamen Steigen, und nun war er fast wider Willen gelandet im Garten Gethsemane. Da

saß er nun auf dem Totenstein zwischen den hohen Unkrautbüschen und dachte an Phoebe-Sophie, wie er sie so oft gekränkt und gequält in rauher Männlichkeit, und daß er es ihr nun nie und nimmer mehr würde abbitten können. Dann aber mußte er wieder daran denken, daß die Papiere jetzt verbrannt seien, und daß ihm jetzt niemand mehr etwas anhaben könne. Das Schloß des Geldschrankes war verdreht, das wußte jeder. Vor Dieben hatte er Furcht gehabt, aber wer dachte an Feuer, und nun war alles verbrannt und verkohlt in dem unseligen Bücherspind: Geld, Rechnungen und Belege. Augenblicklich war er natürlich ohne Mittel, aber die Versicherungsgesellschaft würde das Geld auszahlen, und so lange mußte die Gemeinde eben warten, das half nun nicht.

Da spürt er instinktiv die Nähe eines Menschen; ein feiner Duft von Parfüm dringt zu ihm herüber, und als Jens Bahnsen aus seinen Träumereien auffährt, steht Frau Peterson vor ihm, die reiche Witwe Peterson von Seusebyhof.

„O, Sie armer beklagenswerter Herr Bahnsen,“ sagt die Dame, „was müssen Sie leiden!“ Dabei stehen ihre Augen voll Tränen, und sie muß unausgesetzt das spitzenbesetzte Tuch an die Wange führen, damit die salzigen Tropfen nicht hinabfallen auf die Krause. „Der Herr Pastor und ich suchen Sie seit einer Stunde überall vergebens. Es ist zu schrecklich, ich konnte es nicht aushalten, ich mußte einmal nach Ihnen sehen. Die arme, arme Phoebe-Sophie, man mag es sich ja gar nicht ausdenken, aber Sie dürfen es sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen, wir stehen alle in Gottes Hand, und wer weiß, was am besten ist. Denken Sie nur, wie wunderbar es sich manchmal trifft! Den Morgen hat sie noch die jungen Kätzchen vom Heuboden geholt, die wären sonst sicher verbrannt, und am Nachmittag hat sie zu Mamsell gesagt, ihr Bett solle nach oben geschafft werden, sie fürchtete sich allein in der großen Schlafstube. Sie wolle wieder in der grünen

Kammer schlafen, die sie als Mädchen bewohnt, da habe sie einmal einen schönen Traum gehabt. Sehen Sie, wenn sie unten geblieben wäre, da wäre sie gewiß gerettet worden, denn die Schlafzimmermöbel sind fast alle unversehrt herausgekommen. Und als das Feuer dann plötzlich ausbrach, da hat man sie erst richtig oben vergessen, es ist wirklich zu schrecklich. Es war ja aber auch gleich zu spät. Sie können sich so etwas von Schnelligkeit nicht vorstellen, ein Flammenmeer im Augenblick! — Aber wie gesagt, Herr Bahnsen, wir wissen nicht, was am besten ist, denn unsre liebe Phoebe-Sophie hatte doch sonderbare Gedanken in den letzten Jahren. Denken Sie nur das mit dem Kind, das sollte nun durchaus lebendig begraben sein, und der Physikus ist doch selbst dabei gewesen und hat den Tod konstatiert. Nun wollen wir hier aber nicht länger bleiben, lieber Herr Bahnsen. Es ist graulich hier zwischen all dem Unkraut; Mücken sind hier übrigens auch. Jetzt kommen Sie nur mit," und Frau Peterson legt das Dritteil einer Sekunde ihre wohlgepflegte Hand auf Herrn Bahnsens kräftige Schulter, „jetzt müssen wir zum Herrn Pastor gehen, er sucht Sie ja ganz vergebens. Fürs erste sind Sie nun Gast bei unsrer guten Pastorin, und wenn Sie sich einsam fühlen, oder wenn Sie sich einmal aussprechen wollen, Sie wissen, auf Seusebyhof sind Sie stets willkommen. Nachbarsleute müssen zueinander halten, besonders im Unglück, das ist so selbstverständlich."

Schwerfällig erhebt sich Jens Bahnsen von dem niedrigen Stein.

Er reckt sich und holt tief Atem, daß die mächtige Brust sich dehnt und alle Muskeln sich weiten und strecken.

Dann verlassen die beiden Menschen den in Dämmer gehüllten Winkel, und einsam und still bleibt der Garten Gethsemane.

Daniel in der Löwengrube.

Die Mittagssonne glühte und sengte. Zwischen den beiden Rosenbäumchen auf der Bank vor dem Hause saß im schwarzen Trauerkleidchen die wilde Nelly. Ihren gelblichen, teckelartigen Hund hatte sie zu sich auf den Schoß genommen, und zärtlich drückte sie seine glattbehaarte spitzige Schnauze an ihre heiße Wange. Beide blickten sie finster vor sich hin, Herrin und Hund. — Nelly mochte wohl achtzehn Jahre zählen, sie war kaum mittelgroß, schlank und zierlich. Es lag ein ganz eigener Reiz über ihrer Erscheinung, etwas Unberührtes, Herbes, Knabenhaftes, auch über dem hübschen, unregelmäßigen Gesicht und den roten, fein geschwungenen Lippen. Die Sonne brannte; um die Rosenblumen schwirrten und summten Bienen und Wespen. In der Ferne klang das Gerassel von Rädern; kläffend, mit jähem Satze sprang der Hund auf das Pflaster. Nelly zog aus einem Spankörbchen eine Häkelspitze von mindestens zweifelhafter Sauberkeit hervor und begann zu häkeln. Ja, sie war sehr gebildet, des Krügers Tochter! Was konnte sie nicht alles? Sie konnte auf dem alten Klimperkasten drinnen den „Walzer eines Wahnsinnigen" ganz und noch fünf oder sechs andre Stücke halb spielen. Sie war so weit im Englischen gekommen, daß sie den „Vicar of Wakefield" an einem Tage durchgekäst hatte, wobei ihr allerdings der größere Teil aus Mangel an Vokabelkenntnis ziemlich geheimnisvoll geblieben war. Im Lexikon nachschlagen, das mochte sie nicht, das war zu

langweilig. Ferner konnte Nelly häkeln, aber es wäre Frevel, zu behaupten, daß sie in dieser Kunst besonders Hervorragendes geleistet hätte. Sie kannte leider nur ein Muster, und davon häkelte sie im Laufe eines Sommers etwa einen Meter. Mehr konnte schlechterdings niemand verlangen, denn sie trug das Beiwörtchen die „wilde" Nelly durchaus nicht mit Unrecht. Wie ein Irrwisch tanzte sie umher, bald im Hause, bald im Garten, bald im Feld. Ihr Vater, der Krüger, hatte sie zärtlich geliebt, zärtlich, aber nicht verständig. Er hatte sie aufwachsen lassen wie die Grillen, die im Sommer sangen und im Winter hungerten. Sie hatte tun und lassen dürfen, was sie wollte, nie hatte sie ein hartes oder auch nur ein tadelndes Wort gehört, aber nun war der gute Vater tot, die Sommerlust dahin, und der rauhe kalte Winter stand unbarmherzig vor der Tür. Geerbt hatte sie fast nichts, die Schenke war seit Jahr und Tag schlecht besucht gewesen und das Haus war mit Hypotheken belastet, über und über.

Das Gefährt kam näher, immer deutlicher klang das Gerassel auf der Dorfstraße. Der Hund bellte, Nelly häkelte — ungeheuer eifrig, was sie jedoch nicht im mindesten hinderte, verstohlen das Fuhrwerk zu betrachten. Es war ein von zwei ältlich dreinschauenden braunen Pferden gezogener Torfwagen; oben auf einer untergelegten alten Decke thronte stolz und hoch „Daniel in der Löwengrube". Daniel war kräftig und gut gewachsen, er hatte breite Schultern und ein hübsches, von der Sonne gebräuntes Antlitz. Unter der keck zusammengedrückten Polenmütze schauten ein paar blaue Augen frank und frei in die Welt, und unter der leichtgebogenen Nase wuchs ihm ein kräftiger, weißblonder Schnurrbart. Die Mädchen nannten Daniel einen schmucken Jungen, trotzdem er nach ihren Begriffen nicht mehr ganz jung war, er hatte die Dreißig überschritten. Sie kannten ihn alle, Nelly auch, ja es schlang sich sogar eine Art Verbindungsband um ihn und sie, und das kam so.

Es war im letzten Winter gewesen, eben vor Weihnachten, da traten eines Abends sechs Dorfburschen zugleich in die Schenke. Das war ein Ereignis, denn meist stand die Gaststube tagelang leer. Die Burschen tranken heißen Grog, schlechtes Bier und scherzten mit der Schenkmamsell. Aber im Grunde waren sie deshalb nicht hergekommen, sie waren da, um sich zu rächen. Sie wollten Rache üben an der wilden Nelly, weil diese stets verächtlich gegen sie war, dazu stolz und spröde und scheu wie eine Wildkatze. Auf ein vereinbartes Zeichen sprangen die Burschen plötzlich auf und umringten die nichtsahnende Nelly, die träumerisch auf ihrem Lieblingsstuhl am Ofen hockte. Die jungen Männer reichten einander die Hände und begannen um das unglückliche Opfer eine Art von Siegestanz auszuführen, und schließlich versuchte es gar der keckste von ihnen, sie zu umfassen und — es ist schrecklich, es zu sagen — sie zu küssen. Aber der Bursche hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, die wilde Nelly verstand Nägel und Zähne, die Waffen, die der liebe Gott den Weibern gespendet, vortrefflich zu benutzen. Am Ende wäre sie in dem ungleichen Kampf aber wohl doch unterlegen, wenn nicht mit einem Male ein Paar sehnige Fäuste den stärksten der Burschen an den Schultern gepackt und ihn so kräftig zu Boden geschleudert hätten, daß Tische und Stühle zu tanzen begannen. Als die Burschen sich über die Kraft und Gewandtheit des neuen Gegners durch prüfende, vielsagende Blicke ein Urteil gebildet hatten, ballten sie die Faust in der Tasche und zogen begossen und schimpfend ab. Die wilde Nelly war für dieses Mal gerettet, und der hilfreiche Ritter war kein andrer als „Daniel in der Löwengrube“. Seit dieser Zeit grüßten sie einander.

Unablässig kläffte der Hund, der Wagen kam näher und näher. Plötzlich, genau vor Nellys Bank, zog der Fuhrmann die Zügel an, und der Wagen hielt mitten auf der Dorfstraße. Lammfromm blieben die Pferde stehen, ohne sich um das Bellen des Hundes zu kümmern. Stille-

halten und Hundegekläff waren ihnen sehr alltägliche Dinge. Gewandt und schnell kletterte Daniel vom Wagen, mit einem leichten Satz sprang er zur Erde, und man sah nun erst recht, wie groß und stattlich er war. Geradeswegs kam er auf sie zu, Nelly häkelte, als ob ihrer Seelen Seligkeit davon abhinge. Als er dann vor ihr stand, hatte sie denn auch wirklich ihre Masche fallen lassen, sie war Meisterin in dieser Beziehung.

„Tag, Nelly!"

„'n Tag, Daniel!"

„Armes Ding," sagte er, „der Vater ist dir gestorben, armes Ding!"

Was hätte sie darauf erwidern sollen, sie schwieg, und um ihr Mäulchen zuckte es wie Weinen.

„Jammere nicht," fuhr er fort, „das nützt doch zu nichts; aber was wirst du nun anfangen, da sie dir das Haus verkauft haben?"

„Vorläufig geh' ich zum Vormund, und dann muß ich einen Dienst suchen, es wird sich ja wohl was Passendes finden."

„Einen Dienst," wiederholte er, mißtrauisch ihre schlanke Gestalt betrachtend, „wie alt bist du denn?"

„Achtzehn Jahre gewesen, und Sie brauchen mich gar nicht so mitleidig anzustarren, ich bin gesund und kräftig."

„Weißt du was," sagte er, nachdem er eine Weile überlegt hatte, „wenn du doch dienen mußt, kannst du zu mir kommen als Haushälterin, meine ist auf und davon, und ich hol' sie nicht wieder."

Nelly schüttelte den Kopf, sie war rot geworden, — die Sonne glühte gerade auf sie nieder.

„Du meinst wegen der Leute? Die Rottmannsche wohnt ja bei mir, die kann dich in ihren Schutz nehmen, und meinetwegen darfst du ruhig sein, ich tu' dir nichts zuleide. — Aber es wird dir zu einsam sein, da draußen im Moor."

Zum ersten Male wandte sie die Augen voll zu ihm

auf. „Nein,“ sagte sie, „zu einsam nicht, ich bin ja immer allein.“

„Willst du denn? Wegen des Lohnes werden wir schon einig.“

„Ich werd's mir überlegen.“

„Ja,“ meinte er, „das ist recht. Sprich mit dem Vormund, und wenn der nichts dagegen hat, kannst du ja kommen, heut oder morgen, je eher, je besser.“

Er nickte ihr kurz zu, sie nickte wieder, und dann ging er mit festen Schritten zum Wagen. Behende kletterte er hinauf, klatschte ein wenig mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und der Wagen rollte weiter.

Die wilde Nelly war aufgestanden, sie lehnte an dem Türpfosten und verfolgte das Fuhrwerk mit den Augen, bis es an der Biegung ihren Blicken entschwand. Dann trat sie ins Haus und begann gar säuberlich ihre Garderobe zu ordnen. Einiges wenige Nötigste knüpfte sie in ein großes blaugewürfeltes Tuch, das übrige verpackte sie mit ungewohnter Sorgfalt in eine blank polierte Mahagonikommode, die noch von der Ausstattung ihrer Mutter stammte.

Zu ihrem Vormund, dem Schuster a. D. oder, wie er sich lieber nennen hörte, „Rentier“ Hansen zu gehen, fiel ihr nicht ein. Nelly wußte, was sie wollte, seinen Rat brauchte sie nicht, und seine Einwilligung kam immer noch früh genug. Als sie ihre Vorbereitungen beendet hatte, setzte sie sich auf die blanke Platte der Kommode und begann behaglich an einer Brotrinde zu knappern. Große kulinarische Ansprüche machte sie nicht, überdies war's gleich zwei Uhr, da mußte sie in den Kirchspielkrug. In diesem vornehmsten Wirtshause des Dorfes ward heut ein Festessen abgehalten, und Nelly hatte der Wirtin ihre Hilfe angeboten. Zu tun gab's genug, es war staunenerregend, was für ein Appetit den paar Herren zugetraut wurde. Rinderbraten und Hasenbraten und Hühnerbraten und Fische und — Nelly wußte gar nicht, was alles. Sie

half bei den Vorbereitungen, und, was wahr ist, muß wahr bleiben, sie war unermüdlich tätig, und sie rannte herum für zwei.

Abends, als die Herrlichkeit dann zu Ende war und die Leute auseinandergingen, strich ihr die Wirtsfrau liebkosend über die Wange. „Du hast dich tüchtig tummeln müssen, du wilde Nelly, und du kannst wohl arbeiten, wenn du nur willst.“ Bei sich dachte sie: „Es ist doch ein guter Kern in dem Mädchen; was Unnützes in ihr ist, das hat der Vater auf dem Gewissen. Erzogen ward sie nicht und zur Arbeit angehalten auch nicht; ist's ein Wunder, wenn sie nun lässig und unbändig geworden ist?“

* * *

Am andern Tage befand sich Nelly auf der Landstraße. Es war nicht weniger warm als gestern, die Sonne stach, und Nellys Füßchen versanken im tiefen, tiefen Sand. Nirgends war Schatten zu finden, kein Baum, kein Strauch. Das blaugewürfelte Bündel ward immer unerträglicher, Nelly verwünschte es zum so und so vielten Male, aber liegen lassen konnte sie's doch auch nicht. Der Schweiß rann von ihrer Stirn, und mit jedem Schritt ward das Gehen beschwerlicher. Endlich, nach beinahe einstündiger Wanderung, wurde wenigstens der Weg etwas besser. Nelly entdeckte einen begrasten Fußpfad, zu beiden Seiten wucherte Farnkraut und ein dichtes Gewirr von purpurnen Lichtnelken. Hie und da stand ein kümmerlicher, abgeblühter Fliederstrauch, und auf den von Sumpfgras und Moorblumen bewachsenen Feldern erhoben sich, zierlich aufgeschichtet, regelmäßige Türmchen aus Torfsoden. Und endlich, endlich, als sie sich schon ernstlich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, „am Wege zu sterben“, tauchte in der Ferne ein baufälliges Haus auf. Es war das Ziel ihrer Wanderung, die „Löwengrube“.

Warum die Schenke die „Löwengrube“ genannt war, wer konnte es wissen! Ein Mordnest war sie nie gewesen,

und harmlose Wanderer wurden niemals dort beraubt und ausgeplündert, im Gegenteil, für Geld und gute Worte stand es ihnen frei, sich an Schnaps und Dünnbier zu erquicken, so lange sie wollten. Aber auch sonst hatte sich nicht das Geringste vorgefunden, was einen Gedanken an den „Schrecken der Wüste" herbeirufen konnte. Selbst der Löwenwirt besaß mit dem König der Tiere nicht die entfernteste Ähnlichkeit, und sollte er durchaus passenderweise mit einem niederstehenden Wesen verglichen werden, so war es jedenfalls das harmlose Schaf, an das er auffallend erinnerte. Und die Löwenwirtin? Ein Drache war sie, durch und durch, das war verbürgte, über allen Zweifel erhabene Tatsache, aber mit einer Löwin hatte sie nichts gemein. Der einzige, geistig und körperlich wohl entwickelte Sproß dieses seltsamen Ehepaares hieß nun Daniel. „Daniel in der Löwengrube". Der Witz war wohlfeil, aber zündend, und in einer Gegend, in der fast keiner von einem Beinamen verschont bleibt, geriet er natürlich niemals in Vergessenheit, auch nicht, als Daniel nach dem Tode der Eltern die Schenke aufgab und sich nur noch ehrlich und kümmerlich vom Torfhandel und einem bißchen Landwirtschaft ernährte.

Je näher man dem Hause kam, je mehr trat seine Baufälligkeit ins Auge. Die Mauern waren schief gesunken, das Dach schadhaft, und die öde Lage mitten in der ebenen, flachen Heide ließ es auch nicht anmutiger erscheinen. Nelly hatte aber keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, sie war viel zu heiß und ermattet, und vor allem froh, endlich am Ziele zu sein.

Die Haustür stand wie zum gastlichen Empfange weit geöffnet, und Nelly trat in einen gänzlich möbellosen, mit Rotsteinen gedielten Flur. Sie warf das blaugewürfelte Bündel hochaufatmend in eine Ecke und wartete, sich den Schweiß abtrocknend, auf das Erscheinen eines menschlichen Wesens. Aber sie wartete vergebens, darum öffnete sie die Tür an der linken Seite und gelangte in eine

kleine, niedrige Stube. In der dunkelsten Ecke saß auf einem morschen Stuhl ein altes, weißhaariges Weib, vor sich auf dem Schoß hielt sie eine dampfende Pfanne mit Bratkartoffeln, die sie andächtig verspeiste. Draußen waren 20 Grad Reaumur im Schatten, und Rottmannsche pflegte ihre Mittagsmahlzeiten in der Stube auf dem kleinen Kanonenofen zu bereiten. So kann es nicht wundernehmen, wenn die herrschende Temperatur Nelly einigermaßen an die Hölle erinnerte, und von hier aus war es nur ein winziger Flügelschlag der Phantasie, um in Rottmannsche des Leibhaftigen Großmutter zu entdecken.

„Tag," sagte Nelly.

„Was willst du?" knurrte die Alte, die es durchaus nicht liebte, beim Essen gestört zu werden.

„Ich bin die neue Haushälterin," rief Nelly prätentiös, sie fürchtete sich so leicht nicht.

„Na so, aber dies hier ist meine Stube; dem Daniel seine Logis liegen auf der andern Seite."

Nelly konnte nicht wohl umhin, dies für ein Adieu zu halten, sie schlug deshalb die Tür zu und gelangte durch den Flur in das gegenüberliegende Zimmer. Hier durfte sie wenigstens aufatmen. Die Stube war zwar höchst einfach, aber nett und nicht ohne einen gewissen Geschmack eingerichtet, auch war es im Verhältnis zu drüben wahrhaft erfrischend kühl. Nelly ließ sich auf dem weichsten, bequemsten Stuhl nieder, sie faltete die Hände und schloß die Lider, nur für einen kurzen Augenblick. Natürlich vergaß sie das Wiederaufwachen, und nach Verlauf von fünf Minuten war die wilde Nelly in der „Löwengrube" sanft und fest eingeschlafen.

Sie war erst eben aus ihrem tiefen Schlummer erwacht, als Daniel ins Zimmer kam.

„Ah, Nelly," sagte er erfreut, „da bist du ja schon; das ist hübsch von dir, daß du gekommen bist."

Er holte das Bündel aus dem Flur und zeigte ihr

ihre Schlafkammer, die Küche, den Vorratsraum; er erklärte ihr, wie sie alles zu machen habe, damit 's ihm lieb sei. Nelly nickte bei jedem Wort, was er sagte, aber ihre Gedanken waren bei ganz anderen Dingen.

„So," meinte er, „jetzt weißt du alles, nun richte dich häuslich ein, ich muß wieder hinaus zum Torfstechen."

Kaum war er fort, so machte Nelly es sich abermals in dem Stuhl von vorhin so bequem als möglich. Lange, lange saß sie so müßig mit gefalteten Händen. Die Sonne war von ihrer Höhe heruntergeklettert, sie sank tiefer und tiefer.

Um sieben Uhr, als Daniel ermüdet von der Arbeit heimkehrte, fand er wider Erwarten den Tisch ungedeckt, und die Haushälterin saß noch gemütlich in seinem Lehnstuhl.

„Bist wohl müde von der Tour, Nelly, 's ist ein sonniger Weg," meinte er freundlich, „aber nun müssen wir Abendbrot machen, ich bin hungrig, und du wirst's auch sein."

Er breitete ein weißes Tuch über den Tisch und holte Brot, Butter und Käse herbei, ja er kochte sogar Tee, weil die Haushälterin keine Milch trinken mochte. Dann speisten sie behaglich zu Abend. Sie trank Tee, er trank Milch aus einem dickbäuchigen, altertümlichen Glase.

„Hast schon einmal solch ein Glas gesehen? 's ist ein Erbstück von meinem Großvater her. Das Rote dort ist das Wappen vom Fürsten Blücher. Mein Großvater hat ihm Wasser holen müssen nach der Schlacht an der Katzbach, und zur Erinnerung daran hat der Fürst ihm den Becher geschenkt. Du kannst dir denken, daß ich ihn wert halte, ich trinke immer daraus, und ich fürchte nur, er kann einmal entzweigehen. Mußt recht behutsam sein, Nelly, beim Waschen, es wär' mir eine Trauer, wenn er einmal zerbräche."

Die wilde Nelly mochte das Glas auch leiden, schon des Marschall Vorwärts wegen, dem sie schon seit der Kindheit eine unbegrenzte Sympathie entgegenbrachte.

Vom folgenden Tage läßt sich nicht viel Erfreuliches berichten, Daniel machte Mittagessen und Abendbrot; die wilde Nelly mochte sich wohl noch nicht an die fremde Häuslichkeit gewöhnt haben. Als sie dann am Morgen des dritten Tages beim Kaffee saßen, malte Daniel mit dem Zeigefinger einen großen Kreis auf die Fensterbank.

„Sieh nur, Nelly," sagte er, „so staubig ist's, aber nun bist du ja bei mir, nun wird alles anders werden."

Kaum war er fort, da lief Nelly in die Küche. Sie holte eine Schale voll Wasser und ein Tuch, sie wollte die Stube rein machen. An der Tür aber ließ sie mit lautem Gekrach die Schlüssel fallen, das Wasser ergoß sich über den Boden, und die Scherben flogen im Zimmer umher. Sie konnte wohl erschrecken, die arme Nelly, denn vor ihr stand des Teufels Großmutter. Rottmannsche war niemals schön, aber in dieser ausgeschnittenen, verwaschenen, gelben Kattunjacke war sie einfach greulich.

„Was machst du denn hier, mein Täubchen?" fragte die Alte süßlich.

„Scherben," sagte Nelly grob, und geräuschvoll schlug die Tür ins Schloß.

Durch die Küche rannte Nelly ins Freie. Eine Weile ging sie ärgerlich auf dem öden, einförmigen Heideland umher, dann ließ sie sich an einem schmalen, niedrigen Rünnel nieder und begann mechanisch einen Kranz zu flechten aus schönen, weißen Flockenblumen. Es war schon hoch Mittag, als sie heimkehrte. In der Wohnstube fand sie Daniel verdutzt vor den Scherben.

„Eine nette Bescherung," sagte er lachend, „du hast wohl Polterabend gefeiert am Morgen?"

Er wischte das Wasser vom Boden und begann eifrig die Tonstücke aufzulesen. Da fiel sein Blick auf die Blüten.

„Ei, schöne Blumen hast du gepflückt, schöne weiße Flockenblumen, aber um das Mittagessen hast du mir wieder vergessen."

Daniel war flink und in der Kochkunst nicht uner-

fahren. Im Augenblick hatte er ein mächtiges Feuer angefacht, und Kartoffeln und Spiegeleier sind gar bald bereitet. Nach Verlauf einer guten halben Stunde saßen die beiden friedlich beim Mittagessen. Daniel trank viel Milch bei Tisch, wie immer aus dem roten Glase, und das muß man sagen, er ließ den einfachen Speisen alle Gerechtigkeit widerfahren, die Kartoffeln verschwanden nur so unter seinen Zähnen, während Nelly fast nichts zu sich nahm.

„Ich habe tüchtigen Hunger," meinte er, „aber du ißt rein gar nichts, du hast einen Appetit wie ein Vögelchen."

„Ich mag nichts," sagte Nelly.

„Nimm wenigstens noch ein Ei," bat er, ihr freundlich die Schüssel zuschiebend.

Aber Nelly stieß sie unwirsch zurück, die Schüssel flog ans Glas, die Milch ergoß sich über den Tisch, und klirrend fiel der rote Becher zu Boden. Daniel hatte sich erhoben, sein Antlitz war blutrot, an den Schläfen schwollen mächtig die blauen Adern, und nun geschah etwas Schreckliches. Daniel gab der Nelly eine Ohrfeige, es schallte ordentlich durchs Gemach.

Mehrere Sekunden blieb es totenstill. In Nellys hübschem Gesicht zuckte keine Fiber, die Lider hielt sie gesenkt, aber die kleinen Fäuste waren geballt.

„Du — du — sanfter Heinrich, du — du — ‚Daniel in der Löwengrube'!" stieß sie zornig hervor. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und flüchtete in die Schlafstube. Sie kniete vor dem Bettchen nieder, barg das reizende Antlitz in die Kissen und wartete ab. So lag sie nahezu eine halbe Stunde. Sie horchte gespannt, kein Ton, nicht das leiseste Geräusch. Schließlich konnte sie es nicht länger aushalten. Nelly sprang auf, sie schlich zur Wohnstube und steckte behutsam den Kopf durch die Türspalte. Alles leer. Sie suchte das ganze Haus ab, nichts zu finden. Daniel war längst wieder beim Torfstechen.

„'s ist schon vorbei," sagte die wilde Nelly enttäuscht, „'s ist nichts."

Traurig packte sie ihre geringe Habe wieder in das blaugewürfelte Tuch, und traurig zog sie wieder die lange, sonnige Straße entlang, dem Dorfe zu.

Ihren Vormund, den Schuhmacher a. D. oder Rentier, wie er lieber genannt sein mochte, traf Nelly beim Spiegelputzen. Er schien über ihren Anblick nicht sonderlich verwundert.

„Du, Nelly," fragte er gleichmütig, „ich denke, du bist Haushälterin beim ‚Daniel in der Löwengrube?'"

„Gewesen," sagte Nelly, sich geräuschvoll in einen Stuhl werfend, „'s war nichts."

„Kind," rief der Vormund entsetzt, „Kind, du bist so erhitzt und du sitzest. Das geht nicht, du wirst dich erkälten, du kannst den Tod davon haben. Gehen mußt du, langsam in der Stube auf und ab gehen, oder wart, ich werde dir Fliedertee kochen, das ist das Beste."

Damit schlurrte er in die Küche und kochte Fliedertee. Gehorsam trank Nelly das schreckliche, glühende Getränk, sie würde auch Gift genommen haben, wenn man's ihr geboten hätte. Behaglicher fühlte sie sich nicht danach, aber schlechter auch nicht. Nachher mußte sie dem Vormund vorlesen, erst das Wochenblatt, dann die Hauspostille.

„Du liest schlecht, mein Kind," sagte er vorwurfsvoll, als sie endlich geendet.

Nelly glaubte es ihm aufs Wort, sie hatte keine Ahnung davon, was sie eigentlich gelesen. Um Acht war der Tag hier zu Ende, später ging es nie ins Bett.

„Was möchtest du essen, Nellychen," fragte der Rentier am andern Morgen, „Specksuppe oder Großen Kloß mit Pflaumen?"

„Pfannkuchen!" verlangte Nelly gebieterisch. Im Grunde war es ihr höchst gleichgültig, was es gab, sie hätte heute selbst Grünkohl hinuntergeschlungen, obgleich sie den sonst nicht über die Lippen brachte.

„Pfannkuchen," wiederholte der Vormund bekümmert, „das paßt mir schlecht, aber du sollst sie haben, Nellychen, delikate Pfannkuchen."

Im ganzen Hause hörte man es zischeln, überall roch es appetitlich nach bratendem Fett. Der Rentier buk Pfannkuchen mit Leib und Seele. Ehe er noch fertig war, trat Nelly in die Küche. Auf dem Kopf trug sie den Strohhut, in der Linken das wohlbekannte, blaugewürfelte Bündel.

„Adieu, Vormund, ich gehe nun."

„Was?" fragte der alte Mann, „die Pfannkuchen sind noch nicht fertig."

„Ich will ja gar keine, ich wollte dir nur sagen, daß ich jetzt gehe."

„Wohin denn in aller Welt?"

„Wohin? Na, zum ‚Daniel in die Löwengrube'."

„Das Mädel ist närrisch geworden," klagte der Rentier, „sie ist närrisch geworden."

Dann aber hatte er keine Zeit mehr, sich zu wundern, er mußte den Pfannkuchen kehren. Es war die höchste Zeit, es roch schon brenzlich.

Zum dritten Mal zog nun die wilde Nelly die schreckliche, sonnige Straße entlang, mühsam das Bündel hinter sich herschleifend. Natürlich war's in der Löwengrube wie ausgestorben. Daniel war beim Torfstechen, und Rottmannsche saß wie meist unschädlich und apathisch in ihrer Stube. Nelly ging stracks in die Küche. Sie holte abermals eine Schüssel mit Wasser und ein Tuch, und dann begann sie mit einem wahren Feuereifer die Wohnstube zu reinigen. Sie war rastlos tätig, schon vor Abend war alles blitzblank. Gerade heute, wo Daniel es am wenigsten erwartet, fand er nun ein sauberes Haus und einen zierlich gedeckten Tisch. Zwar fehlte der rote Becher, ein gewöhnliches Wasserglas stand an seiner Stelle, aber es war geschmückt mit einem Kranze von Flockenblumen.

„Nelly," rief Daniel glücklich, „ich dachte, du wärest böse, und ich glaubte, du würdest niemals wiederkommen."

„O, ich hatte die Strafe redlich verdient," sagte sie trotzig, „denn ich habe den Becher mit Absicht umgestoßen, ich wollte ihn zerbrechen."

Er fragte nicht weshalb, und Nelly verriet es nicht, so schwiegen sie beide.

Die wilde Nelly war nicht wiederzuerkennen, sie war wie verwandelt. Früh morgens stand sie auf, und spät ging sie schlafen. Sie hielt das Häuschen blitzsauber, sie sorgte für regelmäßige Mahlzeiten, sie lernte es in kurzer Zeit, die rotbunte Kuh zu melken, ja sie fand sogar noch Muße, hier und da der Rottmannsche zu helfen. Sie arbeitete rastlos, sie schaffte ohne Ende und war doch stets heiter und guten Muts. Wer dieses Wunder ergründen konnte, mochte sich damit befassen, Daniel war nicht der Mann dazu, aber er hatte Grund genug, mit seiner Haushälterin zufrieden zu sein. So verstrich eine ganze Reihe von Wochen; der Sommer verging, es ward Oktober.

Eines Tages, als Daniel am Mittag heimkehrte, fand er Nelly noch am Herde. Er faßte sie sanft an den Schultern, drehte sie behutsam zu sich herum und küßte sie gerade auf ihren roten, hübschen Mund. Nelly prallte erschreckt zurück: „Daniel," sagte sie mit tiefem Vorwurf, „warum hast du mir das getan?"

„Warum? Will die wilde Nelly denn nicht etwa mein Weib werden?"

Der Schreck war ihr in die Glieder gefahren, sie mußte sich auf einen Stuhl setzen, um sich zu erholen. Dann war es plötzlich, als ob die alte, wilde Nelly wieder in ihr erwache. Ungestüm sprang sie empor, trat auf Daniel zu und schlang die weichen, weißen Arme um seinen Hals.

„Ja, ich will, ich will gerne."

„So," sagte er, „dann erkläre mir erst, warum du damals den Becher zerbrachst."

„Weil du stets so sanft bliebst und so gleichmütig und so ruhig, ich kann solch sanften Heinrich nicht leiden."

„Du wolltest also wissen, ob ich nicht bös werden könnte?“

„Ja.“

„Weshalb liefst du dann aber fort, als ich's geworden war?“

„Ich meinte, 's wär' nur so eine Aufwallung, 's wär' nichts Ordentliches.“

„So, und warum kamst du denn wieder?“

„Weil der Vormund noch sanfter war als du,“ sagte sie unter Lachen und Weinen.

Daniel lachte jetzt auch.

„Und weil du keinen forscheren Mann finden konntest, nimmst du nun mich.“

„Nein,“ rief Nelly, „ich will gar keinen forscheren, ich bin mit dir ganz zufrieden, denn du bist ein Mann, ein lieber, echter, rechter!“

„Und wann soll die Hochzeit sein?“

„Sobald du willst.“

„Gut denn, in vier Wochen,“ bestimmte Daniel.

Und so gab es ein Brautpaar, die Braut war Nelly und der Bräutigam der

„Daniel in der Löwengrube“.

Ende.





Princeton University Library
32101 068392057

